

Auf dem

TheaterBoulevard



Das Kulturmagazin

www.theaterboulevard.de

Hausnummer 3

Krimi im besonderen Ambiente

Annett Renneberg, Michael Degen, Uwe Kokisch



**ANNETT
RENNEBERG**
im Gespräch

MUKO LEIPZIG
*Frisch saniert
& neu eröffnet*

ERNST KNAUFF
*Jazzclubinhaber
im Interview*

*Gedanken-
austausch mit*
HERBERT HANKO

SANDRA CHATTERJEE
*Die Wissenschaftlerin
unter den Tänzern*

*... und viele weitere
spannende Themen
aus KUNST & KULTUR*

IMPRESSUM

Herausgeber:

LITAG Theaterverlag GmbH & Co. KG

Eva Giesel

Maximilianstr. 21

80539 München

www.litagverlag.de

&

Belcanto-M/EPC e.K., Julie Nezami-Tavi

(AnDante Kulturmagazin)

www.haute-culture-mode.de

www.theater-plus.de

Redaktionsleitung: Julie Nezami-Tavi, Eva Giesel

© Texte: Julie Nezami-Tavi, Eva Giesel, Herbert Hanko, Alistair Beaton, Sandra Chatterjee, Gudula Kienemund, Bobby Stern

© Fotos: Anatol Preissler, Alexander Stingl, Archiv Annett Renneberg, Julie & Annemarie-Ulla Nezami-Tavi, Tom Schulze, Kirsten Nijhof, Dirk Brzoska, Lilian Wu, Archiv Sandra Chatterjee, Archiv Mathilde Gotsmich, Tim Davies, Josef Werkmeister, Archiv Bobby Stern & Fotobearbeitung der Werkmeister Fotos durch Bobby Stern

Grafische Gestaltung und Layout:

Julie & Annemarie-Ulla Nezami-Tavi

Technische Leitung: Peter Nezami-Tavi

www.jazz-und-co.de

www.kultur-und-co.de

Titelbild: Annett Renneberg, Michael Degen, Uwe Kokisch

© Juni 2021 uneingeschränkt für alle Beiträge von TheaterBoulevard. Nachdruck auch auszugsweise und Vervielfältigung, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf Datenträger wie CD etc. nur mit schriftlicher Genehmigung des Herausgebers.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die der Redaktion wieder.

Für unverlangt eingesandte Beiträge wird keine Haftung übernommen.

Änderungen und Irrtümer vorbehalten!

www.theaterboulevard.de

www.theater-boulevard.de



„Der belesene Denker“

© Julie Nezami-Tavi



Eva Giesel © Foto: Litag Theaterverlag

Eva Giesel ist sprachlos. Im wahrsten Sinne des Wortes. Das ist allerdings ausschließlich der Technik geschuldet. Denn die Website des Litag Theaterverlags wird gerade gehörig auf Vordermann gebracht und die Umbaumaßnahmen nahmen alles an Raum und Zeit, was nur irgend möglich, in Anspruch. Daher ist Eva Giesel diesmal leider nur bildlich vertreten. Aber keine Sorge, in der nächsten Hausnummer wird sie auch wieder selbst zu Wort kommen.



Julie Nezami-Tavi, Regie in der Philharmonie, München
im Hintergrund: Simone Schneider, Volker Bengl, Ballett
des Belcanto Gala Eventmanagements

© Foto: Annemarie-Ulla Nezami-Tavi

Mit Freude und Stolz präsentieren wir hier bereits die dritte Hausnummer.

Und wieder ist es uns gelungen, den interessierten Lesern eine herausragende Schauspielerin – hier ist es Annett Renneberg – näher zu bringen.

Aber auch die anderen Kulturschaffenden, die wir auf dem TheaterBoulevard besuchen konnten, bieten aktuelle, hochinteressante Einblicke ins Geschehen.

Doch nicht nur die zeitgenössischen Themen, sondern gerade unsere Retro-Reise stößt ebenso auf reges Interesse. Wir sind fast überrascht von der breiten Resonanz, die uns hierzu erreicht hat. Und wir freuen uns sehr über den anhaltenden Enthusiasmus hinsichtlich dieser Artikelserie. Deswegen können wir uns glücklich schätzen, die Retro-Reihe auch in dieser Hausnummer fortsetzen zu können.

Weiterhin viel Lese-Vergnügen

Julie Nezami-Tavi





Signorina Elettra, haben Sie etwa dieser energiegelichten Journalistin vom TheaterBoulevard Rede und Antwort gestanden?

Ja, aber das habe ich nicht gesagt! Diese Worte hat sie uns einfach in den Mund gelegt! Unfassbar dreist!



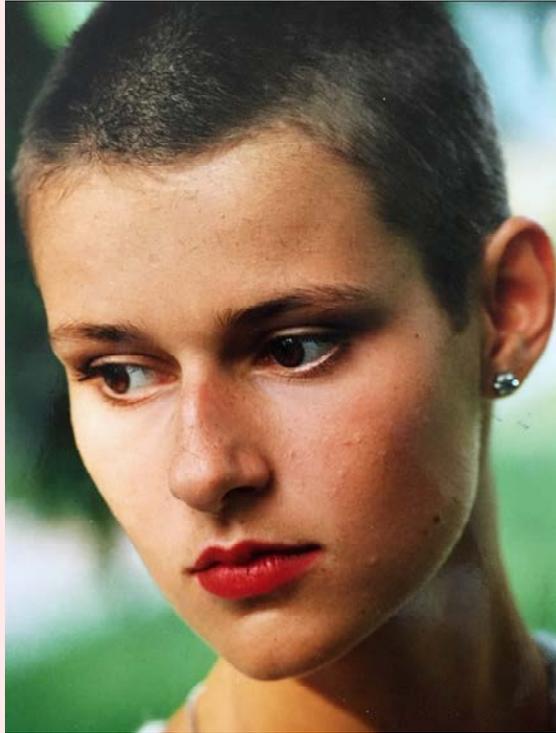
Damit hat es sich aber auch schon mit den fiktiven Aussagen. Denn die großartige Schauspielerin **Annett Renneberg** versorgte uns wirklich mit allerlei spannenden und aufschlussreichen Informationen – zu ihrer Person und zu ihrer Arbeit.

Julie Nezami-Tavi: Ich stoße immer wieder auf Beiträge, die mir zeigen, dass du auch über ein reichhaltiges musikalisches Fachwissen verfügst. Stimmt es, dass du eigentlich Opernsängerin werden wolltest? Welches wäre denn deine Paraderolle gewesen? Ist natürlich abhängig von der Stimmlage, in der man gerade unterwegs ist. Dein Stimmfach ist vermutlich das des lyrischen Soprans, oder? Müssen wir auf eine zweite Anna Netrebko verzichten, weil du dann doch sehr früh fürs Schauspiel entdeckt wurdest?

Annett Renneberg: Ja, es stimmt, ich wollte immer auf die Bühne. Als kleines Mädchen als Ballerina, später dann als Opernsängerin.

Meine Stimmlage ist Sopran, der früher sehr leicht war, was mich geärgert hat, denn die spannenderen Partien waren für mich immer die dramatischen. Seit der Geburt meiner Kinder hat mein Stimmumfang zugenommen und die Stimmfarbe sich auch mehr zum lyrischen verändert. Ich nehme noch regelmäßig Gesangsstunden, wenn gerade keine Pandemie alles aushebelt.





1994 in der Serie "Freunde fürs Leben". Annett Renneberg war 16 Jahre alt, als sie ihre zweite TV-Rolle spielte.

AR: »Ich rasierte mir vor laufender Kamera die Haare ab.«

JNT: Obwohl du viel prachtvolles Haar lassen musstest, gehe ich nicht davon aus, dass du den Weg ins Schauspiel in irgendeiner Weise bedauerst. Verspürst du dennoch ein wenig Wehmut, wenn du eine Opernvorstellung besuchst oder ist es pures Vergnügen, das du uneingeschränkt genießen kannst?

AR: Ich verspüre keine Wehmut, weil ich mittlerweile weiß, dass meine Stimme nicht für die große Karriere gereicht hätte und weil ich weiß, dass der physische Druck, die enorme Disziplin, die ständige Beobachtung des Instruments nicht das gewesen wären, was mich glücklich macht. So genieße und bewundere ich vollends mit mir im Reinen aus dem Zuschauerraum heraus. Ich hoffe, dass das nun endlich mal wieder möglich sein wird!

JNT: Hast du eine Lieblingsoper?

AR: Ich liebe besonders La Traviata [Anmerkung der Redaktion: Giuseppe Verdi], Tannhäuser [Richard Wagner] und Katja Kabanowa [Katja Kabanowa (orig. Káťa Kabanová) ist eine Oper von Leoš Janáček].

JNT: Wie sieht's bei den Komponisten aus? Gibt es da irgendwelche ausgemachten Favoriten, die dich besonders berühren?

AR: Bei den Komponisten schlägt mein Herz, die Oper beiseite lassend, besonders für Beethoven, Haydn und Mahler.

JNT: Du spielst auch mehrere Instrumente, oder? Kommst du aus einem musikalischen Elternhaus oder was hat dich so früh an Musik fasziniert?

AR: Ich wollte immer Klavier lernen, aber es wurde dann "nur" das Akkordeon. Später kamen Gesang, Klavier und etwas Gitarre dazu.

Musik spielte in meinem Elternhaus eine große Rolle, wenn auch vor allem in Form von Schallplatten verschiedener Genre – viel Klassik war immer um mich herum. Wir hatten keinen Fernseher, aber meine Eltern mehrere Abonnements für Opern- und Konzerthäuser in Berlin. Mit vier Jahren sah ich "Schwanensee" in der Staatsoper, danach war es um mich geschehen!



"Rahel" (2009), mit Alwara Höfels als „Pauline“ und Annett Renneberg als „Rahel Varnhagen von Ense“ unter der Regie von Catharina Deus





JNT: Du hattest die Ehre und Freude mit dem großartigen Peter Zadek zusammen zu arbeiten. Was kannst du uns über ihn als Mensch und Regisseur erzählen. Wie war die Zusammenarbeit?

AR: Peter Zadek kennengelernt zu haben, ist eines der großen Geschenke meines Lebens. Ich hoffe natürlich, dass ich noch viele weitere schöne Erfahrungen machen werde und lange lebe, aber das kann ich mit Bestimmtheit sagen, dass diese Begegnung zu den prägendsten gehört. Ich habe ihn als Menschen voller Liebe kennengelernt, Liebe zum Leben, zur Musik, zu den Menschen! Sein vertrauensvolles Abwarten uns Schauspielern gegenüber, seine Geduld und seine universelle Bildung haben mich immer beeindruckt. Er wusste stets genau, was er wollte, aber konnte es aushalten, ganz lange zuzusehen, was der einzelne Schauspieler für ein Verständnis der Rolle mitbrachte, dessen Phantasie hat ihn enorm interessiert. Er war sehr offen und konnte so herrlich lachen und amüsiert sein. Wie er auch schreien konnte und furchtbar ungerecht und laut und despotisch war. Aber das habe ich immer nur am Rande mitbekommen. Wir beide hatten keine schwerwiegenden Auseinandersetzungen. In einem Klima der Angst zu arbeiten und dann noch kreativ zu sein, ist ja schrecklich und ich kann das überhaupt nicht.

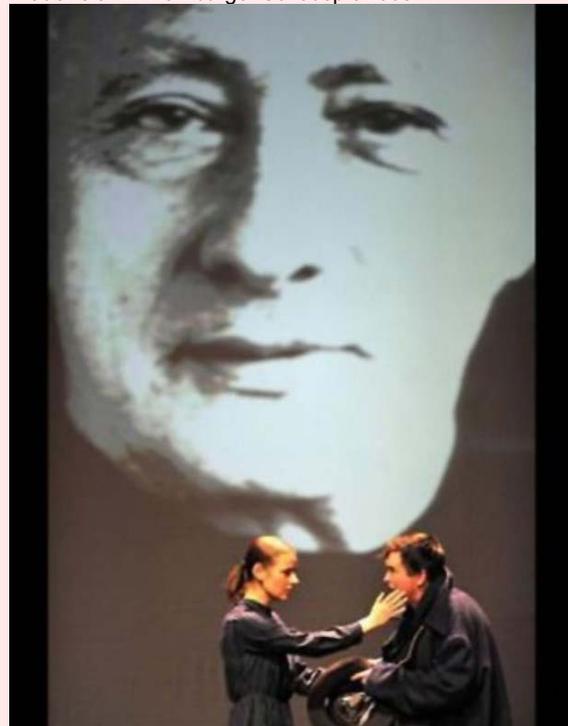
Er wusste das und auch, was ich bereit bin zu tun und was nicht – ich wäre zum Beispiel niemals nackt auf die Bühne gegangen, auch wenn das im gleichnamigen Stück, das er 2008 in Hamburg inszeniert hat, denkbar gewesen wäre.



Annett Renneberg als „Ersilia“ in „Nackt“/Regie Peter Zadek

Er hatte eine ganz besondere Ausstrahlung und war ein überaus charismatischer Mensch, der fehlt.

Annett Renneberg und Uwe Bohm bei Peter Zadeks Trauerfeier im Hamburger Schauspielhaus



Annett Renneberg als „Solveig“ in „Peer Gynt“
Uwe Bohm als „Peer Gynt“, Regie: Peter Zadek





JNT: Wenn ich recht informiert bin, war Peter Zadek ja auch derjenige, der deine Liebe zum Sprechtheater geweckt hat.

AR: Ja, das stimmt. Er hatte schon während der Proben zu "Mahagonny" in Salzburg 1998 immer wieder versucht, mir das Gesangsstudium auszureden, aber keinen Erfolg gehabt. Ich bewarb mich in Berlin, flog aber schon in der ersten Runde raus. Ich hätte es sicher noch an anderen Hochschulen probiert, aber dann kam sein Rollenangebot für die Ophelia und das reizte mich dann einfach zu sehr.



Annett Renneberg als „Ophelia“, Uwe Böhm als „Laertes“ in „Hamlet“ unter der Regie von Peter Zadek

Wir spielten den „Hamlet“ ja sehr lange an vielen Orten in Europa und da wurde der Wunsch des Gesangsstudiums immer weiter in den Hintergrund gedrängt. Heute bin ich froh. Wie ich überhaupt denke, dass alles so kommt, wie es soll. Das ist ein Lebensmotto, das ich von meiner Mutter übernommen habe.

JNT: Film oder Theater – wo liegt deine Präferenz? Viele kennen dich ja hauptsächlich als TV-Schauspieler. Aber auch dem Theater scheinst du in großem Maße verbunden. Was empfindest du als die wesentlichen Unterschiede zwischen der Arbeit

fürs Fernsehen und der für die Bühne und inwiefern beeinflusst dies deine Entscheidungen, welche Wege du einschlägst?

AR: Der Bühne gehört meine große Liebe, wobei ich das Musiktheater am meisten liebe, einfach, weil die Musik für mich die größte aller Künste ist!

In den letzten Jahren habe ich Angebote für Theater eher abgelehnt, denn es ist mit dem Familienleben schwerer vereinbar als das Drehen. Die letzte Produktion war meine Rolle als „Königin der Nacht“ bei den Salzburger Festspielen 2016 und am Burgtheater Wien 2017 in der Gerd Heinz-Inszenierung „Der Ignorant und der Wahnsinnige“ von Thomas Bernhard. Während der Salzburger Festspiele stillte ich meinen kleinen Sohn noch, der wenige Monate alt war. Mein größerer Sohn kam 2, 3 Mal mit meinem Mann zu Besuch.



„Der Ignorant und der Wahnsinnige“ (Salzburger Festspiele 2016 und Burgtheater Wien 2017), Sven-Eric Bechtolf als „Doktor“, Annett Renneberg als „Königin der Nacht“, unter der Regie von Gerd Heinz

Ich möchte diese Zeit nicht missen, aber die Art des Lebens will ich nicht als Dauer-einrichtung, solange die Kinder nicht ein gewisses Alter haben. Zumal ich sehr abgeschieden auf dem Land lebe. Die langen Probezeiten, die Anreisen zu den Vorstellungen machen es dann noch schwieriger, das Familien- mit dem Theaterleben zu verbinden. Wenn ich noch in einer großen Stadt leben würde, wäre ich eher zur Bühne zurückgekehrt, denke ich. Die Prioritäten verschieben sich eben, sobald man Kinder hat, und das ist für mich völlig in Ordnung.





„The same procedure as every year, Miss Annett?“

“No, James, not this year!”



O.k., das einzige, was an jenem Dialog stimmt, ist, dass es kein Jahr wie jedes andere ist. Aber wir sind natürlich nicht bei „58 Jahre Dinner for one“, sondern bei den Salzburger Festspielen 2016 respektive am Burgtheater Wien 2017 und der Gerd Heinz-Inszenierung „Der Ignorant und der Wahnsinnige“ von Thomas Bernhard. Mit Annett Renneberg als „Königin der Nacht“, Christian Grashof als „Vater“, Barbara de Koy als „Garderobiere“ und Sven-Eric Bechtolf als „Doktor“

Kostümprobe
Salzburger
Festspiele 2016





Oben und unten links: Nibelungen Festspiele Worms, Annett Renneberg als Königin Kriemhild, Regie: Dr. Dieter Wedel
Rechts: „Hamlet“, Otto Sander als Claudius, Ulrich Wildgruber als Polonius, Annett Renneberg als Ophelia, Regie: Peter Zadek



„Nackt“, Regie Peter Zadek
Annett Renneberg mit Friedrich-Karl Praetorius und Martin Pawlowski

Annett Renneberg als „Ersilia“
im Hintergrund Friedhelm Ptok





JNT: Privat scheinst du zwei große Leidenschaften zu haben – deine Familie natürlich ausgenommen: Literatur und Natur. Deine Liebe zur Natur ist, ich behaupte mal: naturgegeben. Du hast in Rudolstadt das Licht der Welt erblickt – man könnte sagen: in einem Tal rundum umgeben von Wald, Wald und nochmal Wald. Die Liebe zur Natur wurde dir damit sozusagen schon in die Wiege gelegt. Wenn man in eine Waldlandschaft eingebettet, geboren wird, ist es doch eigentlich schon entschieden, oder?! Man muss einfach eng mit der Natur verbunden sein. Das liegt quasi auf der Hand!



In Punkto Literatur sieht es für mich so aus, als wenn du in Sachen Literaturkenntnisse sehr breit aufgestellt bist. Täuscht der Eindruck um dein breit gefächertes literarisches Wissen respektive wie belesen du?



AR: Ich bin in eine literaturbegeisterte Familie hineingeboren – die Bücher standen und stehen bei meinen Eltern doppelreihig in den Regalen. Das versuche ich zu vermeiden und trenne mich auch leicht von Büchern. Meine Lebenszeit wird schon nicht ausreichen, alle großartigen Bücher mehrfach zu lesen, dann verschwende ich sie nicht an mittelmäßige oder gar schlechte. Es gibt allerdings auch Bücher, bei denen ich die Sprache und Geschichte interessant finde, aber trotzdem nicht „reinkomme“ – einem Gefühl folgend, lege ich die zur Seite und tatsächlich kommt der Tag, an dem ich für dieses Buch bereit bin – das ist wie ein Gespräch.



Annett Renneberg: »Meine große Leidenschaft liegt in Lesungen und früher (vor den Kindern) auch in Liederabenden. Hier beim Chanson
"Mein Mann ist verhindert"« (2010)



2009 bei einer *Hafez-Lesung an dessen Grab in Shiraz/Iran.



*Hafez (14. Jh.) ist neben Nezami, dessen Werke ihn seinerseits maßgeblich beeinflusst haben, der wichtigste Poet innerhalb der reichhaltigen persischen Dichtkunst. Mit Nezami, der als der bedeutendste Vertreter des romantischen Epos in der persischen Literatur gilt, befassen wir uns im Anschluss an dieses Interview auch nochmal etwas detaillierter.





JNT: Liest du alles Querbeet oder hast du auch hier Genre-Präferenzen? Manchmal bekommt man den Eindruck, dass du eine besondere Vorliebe für klassische Poesie hast. Dann ist es wieder Astrid Lindgren, deren Bücher dein Herz gewonnen haben. Ganz offensichtlich ist Astrid Lindgren deine Lieblingskinderbuchautorin! Denn ich denke, wir wissen, woher deine Katze „Pippi“ ihren Namen hat. Aber ich glaube auch, es gibt kaum ein literarisches Genre, das dich nicht fasziniert oder täuscht der Eindruck? Und zu deiner Affinität zur Kriminalliteratur mit Handlungsort Italien kommen wir sowieso gleich.



AR: Astrid Lindgren halte ich für die beste Kinderbuchautorin und eine der besten AutorInnen überhaupt.

Ich lese gerne Romane, Dramen und Novellen aller Epochen, viel und mit großer Freude Lyrik und nie Horror. Krimis vielleicht zur Erbauung von Christie oder Highsmith, aber ohne wirkliches Herzblut. Es gibt zu viele davon, auch im Fernsehen, das langweilt mich schnell oder ist mir zu brutal.

Daran hat auch Donna Leon grundsätzlich nichts ändern können, aber natürlich habe ich zu ihren Romanen ein besonderes Verhältnis.



JNT: Donna Leon, eine fantastische Schriftstellerin mit einem schier unerschöpflich sprudelnden Quell an kriminalistischen Einfällen und einer genialen Gabe zur literarischen Umsetzung der selbigen. Du hast das Glück, zum einen nicht nur eine wesentliche Protagonistin ihrer Romane dargestellt und zum anderen Donna Leon persönlich getroffen, sondern darüber hinaus eine weitere berufliche Verbindung mit ihr zu haben.

Was kannst du uns über die Zusammenarbeit mit der großartigen Autorin erzählen?

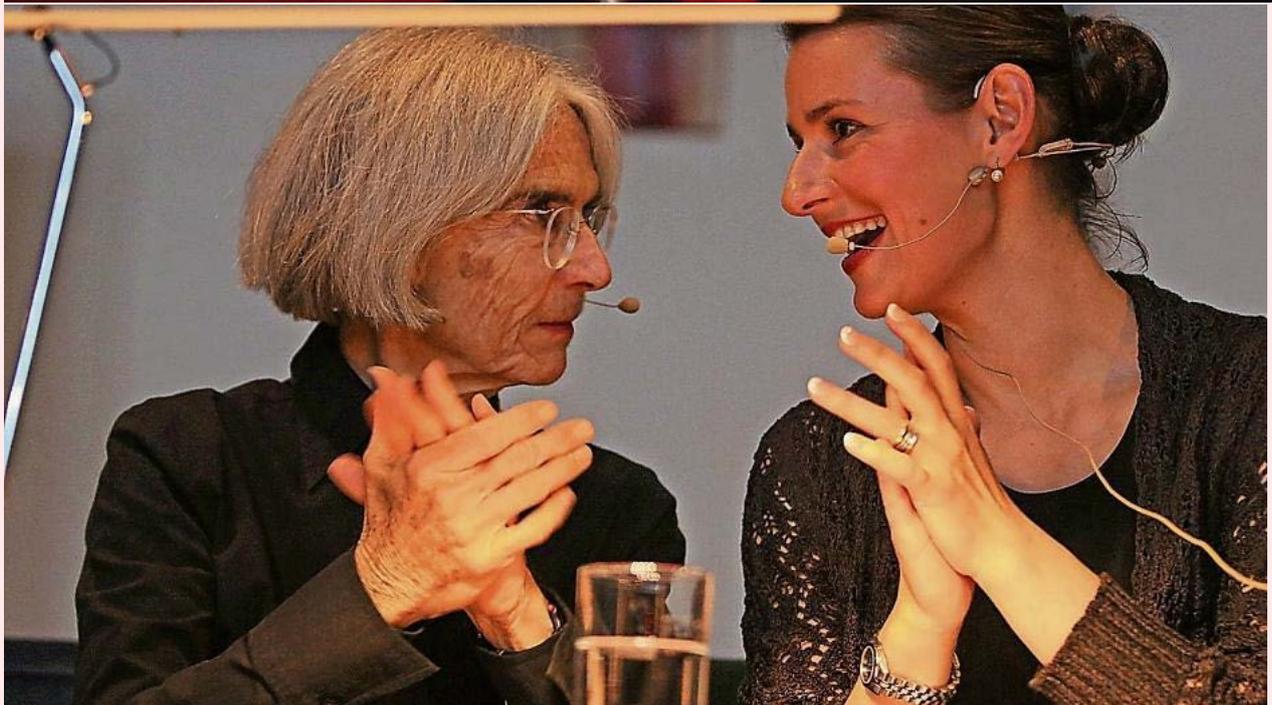
AR: 2007 fragte der Diogenes Verlag, ob ich Donna Leon auf einer Lesung begleiten möchte. Wir lernten uns wirklich erst am Tag der Lesung kennen, verstanden uns auf Anhieb sehr gut. Ich war total aufgeregt, doch wir hatten sofort den gleichen Humor. Sie ist sehr spontan und lustig, kann schnell viel erzählen.

Und so kam es, dass wir seitdem jedes Jahr zwei Wochen zusammen auf Lesereise im deutschsprachigen Raum waren. Erst Corona machte dem jäh ein Ende.





Ich hatte viele Jahre den schwierigen Part, neben dem eigentlichen Lesen, Donnas sprudelnde Geschichten für das Publikum aus dem Englischen zu übersetzen. Sie spricht ja kein Deutsch. Das war immer sehr lustig, aber für mich harte Arbeit. Ich wusste nie, worüber sie sprechen würde, war Simultandolmetscherin, Vorleserin und Moderatorin in einer Person. Mittlerweile beschränke ich mich auf das Lesen und lebe damit wesentlich ruhiger.





Donna Leon und Annett Renneberg

JNT: Und inzwischen ist daraus eine echte Freundschaft geworden! Ihr habt ja auch viele Gemeinsamkeiten, nicht wahr?

AR: Wir sind in E-Mail-Kontakt und tauschen uns aus über unsere Gärten und das Landleben. In all den Jahren passierte es zweimal, dass wir uns in Venedig zufällig begegneten. Durch ihre Empfehlungen besuche ich natürlich bestimmte Plätze öfter, weil es zum Beispiel dort ein besonders gutes Eis gibt. Wenn ein spontanes Treffen entstand, lud sie mich in ihre Wohnung ein.





Donna ist ein Weltstar, aber unglaublich unkompliziert, sehr bescheiden, löst alles mit Humor. Eine wirklich beeindruckende Frau! Wir haben viele Gemeinsamkeiten, zum Beispiel lieben wir beide Gartenarbeit. Ab und zu schicken wir uns Fotos von besonders schön blühenden Pflanzen aus unseren Gärten.

»Als Kind konnte ich mich nicht entscheiden zwischen Bäuerin und Prinzessin«

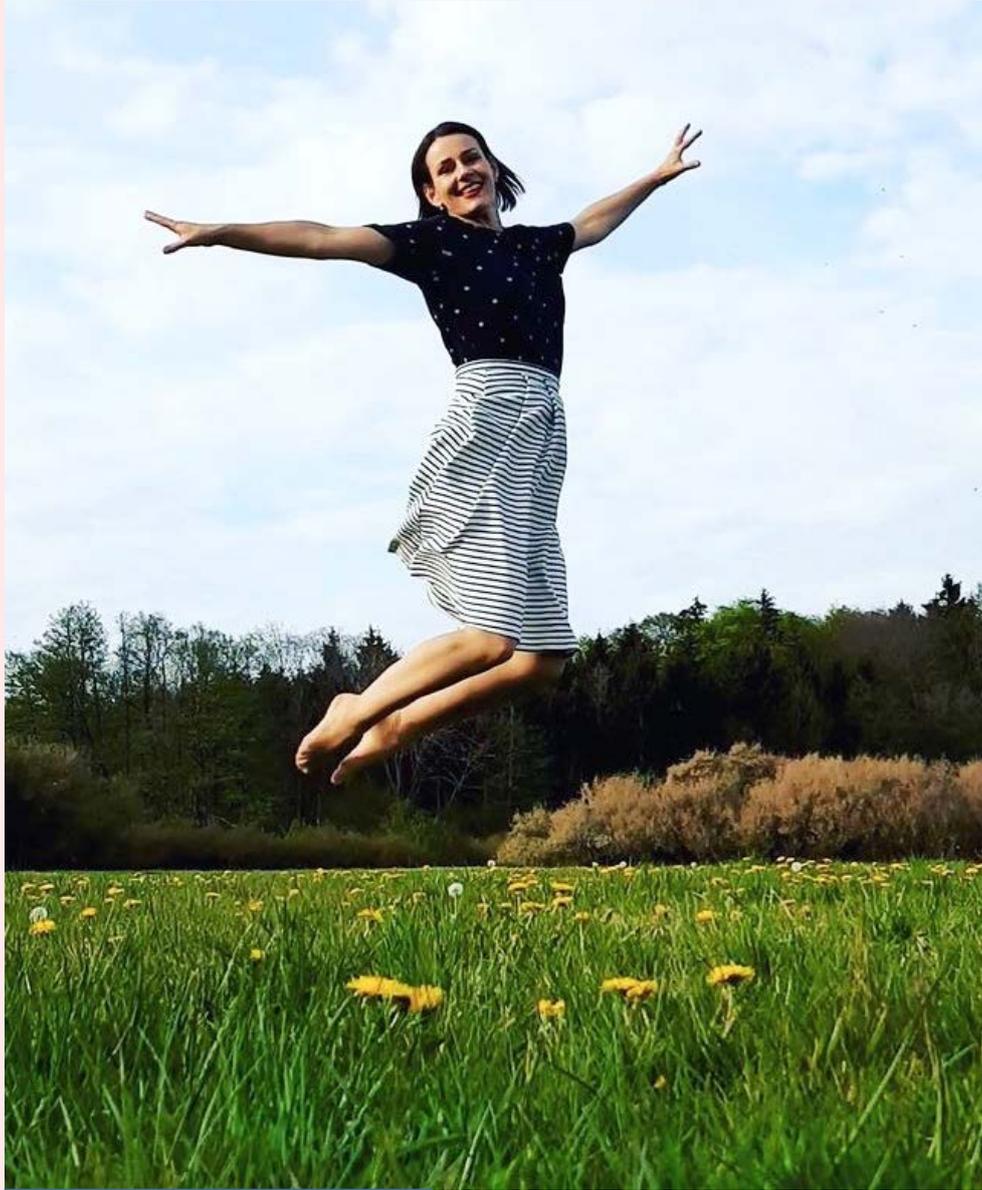


Das Leben auf dem Land bereitet Naturliebhaberin Annett Renneberg unglaublich viel Freude



»Gemüse aus dem eigenen Garten«





Naturliebe





Annett Renneberg ...



... mit Uwe Kokisch

JNT: Die Rolle der ELETTRA scheint dir auf den Leib geschrieben. Wenn man es nicht besser wüsste, würde man annehmen, Donna Leon hätte dich vor Augen gehabt, als sie den Part der Signorina Elettra verfasste. Wie zufrieden war die Autorin mit deiner Umsetzung tatsächlich?

AR: Ich weiß, dass Donna „meine Elettra“, also meine Darstellung, sehr mag. Einmal schrieb sie mir als Widmung: „für die einzig wahre Elettra“ in einen ihrer Romane – das hat mich natürlich sehr gefreut.

Mit den Filmen war sie nicht immer so zufrieden, aber das betraf vorrangig die Drehbücher. Es ist nicht leicht, denke ich, als Autor*in das eigene Werk komplett in andere Hände zu geben. Da fehlen dann eben auch Szenen, denen man besondere Bedeutung beimisst, oder Situationen werden so verändert, dass sie für die Dramaturgie des Films besser passen.





JNT: Was kannst du uns über die Arbeiten am Set und die Atmosphäre vor Ort erzählen? Venedig mit seiner historischen Bedeutung – in so einem Ambiente zu drehen muss doch etwas mit den Schauspielerinnen und Schauspielern, die diese Stimmung nicht täglich haben, machen. Gab es Erlebnisse mit Kollegen oder Kolleginnen, die dir besonders in Erinnerung blieben?

AR: Schöne Erinnerungen an diese Dreharbeiten habe ich viele – einen besonderen Platz in meinem Herzen haben aber die Erlebnisse mit Joachim Król aus den ersten 2 Jahren.

Wir drehten da noch immer von November bis Januar, es war also oft sehr kalt und neblig. Und Joachim zeigte mir die Stadt, denn er kannte sie von früheren Reisen schon etwas. Für mich war alles neu: der mit Pfirsichmark versetzte Prosecco in Harrys Bar, die vielen Gassen und Tauben, die köstlichen Speisen in verschiedenen Restaurants, die Fahrten auf den schaukelnden Wellen der Lagune, die Piazza, die Pizza, die Kirchen und Brücken und natürlich Aqua Alta, das Hochwasser.

Es war wie ein Eintauchen in eine andere Zeit und Welt und immer werden diese ersten Bilder und Eindrücke in mir nicht Sonnenschein und Touristen sein, sondern Nebelschwaden und Schatten, Leere, Stille und das Gefühl in den Jahrhunderten zu wandern, durch den großen Zauber dieser einzigartigen Stadt.



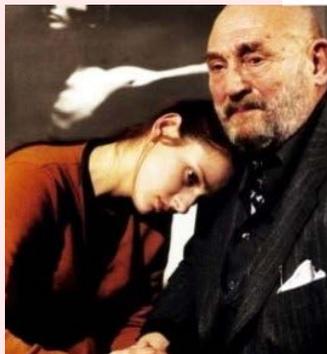
JNT: Ist „Elettra“ die Rolle, die den besonderen Platz in deinem Herzen eingenommen hat? Wenn du jetzt im Nachhinein auf diese Zeit retourblickst, an die Kollegen und Kolleginnen, an Regisseur und die ganze Crew zurückdenkst, was hat dich da vor allem berührt, welche Gefühle löst das spontan in dir aus? Wieviel hat dir dieser Part persönlich gegeben, was hat dich bei der Arbeit am Set am meisten menschlich berührt?

AR: Es war immer wunderbar, Elettra zu spielen und ich liebte schon die Vorbereitungen – die Kostümpromen mit all den besonderen Stücken, den tollen Accessoires und die damit verbundene Vorfreude auf Venedig und die Dreharbeiten. 20 Jahre sind ja eine wirklich lange Zeit, im Leben und für eine Rolle, und es ist wunderbar, wie gerne wir alle in all diesen Jahren immer wieder zusammenkamen. Ich denke an großartige Momente und Abende mit meinen Kolleginnen und Kollegen, unserem Regisseur und unseren Maskenbildnerinnen – es war eine tolle Zeit und ich bin dankbar dafür!



JNT: Bevor wir uns auf einen abschließenden Streifzug begeben, dabei die Lesungen, die TV-Landschaft sowie das reale Leben auf dem Land noch einmal kurz bildlich streifen, möchte ich mich, bei dir, liebe Annett, ganz herzlich für das angenehme Gespräch bedanken und wünsche dir weiterhin alles erdenklich Gute! Vor allem bleib gesund!

© Text: Julie Nezami-Tavi
© Fotos: Archiv Annett Renneberg



„Models“ (2000) mit Rolf Hoppe



„Rahel – Eine preußische Affäre“ (2009, als „Rahel Varnhagen von Ense“, geborene Levin)



Am Set: Arbeit ... und Vergnügen. Annett Renneberg mit Michael Degen, Uwe Kokisch und unbekanntem Darsteller der vorausliegenden Taube, dem **friedliebendsten** aller Geschöpfe auf Erden!



Signierstunde nach der Lesung mit Donna Leon, definitiv Vergnügen *bei* der Arbeit!



© Foto: Alexander Stingl



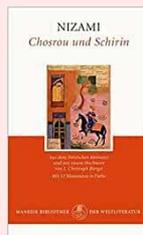
»Ich liebe Stille«





»The Persian epic that inspired Eric Clapton's unforgettable love song "Layla" and that Lord Byron called "the Romeo and Juliet of the East".«
(Penguin Classic Verlag)

Ich bin es leid und ich bin müde, immer wieder Windmühlen zu informieren. Ich weiß nicht, wie oft ich sogenannten Nezami-Experten die Belege gezeigt habe ... Doch was einmal seinen Weg in Wikipedia gefunden hat, ist aus den Köpfen der Menschen nicht mehr rauszudenken. Und so folgt man blindlings der Fehlinformation von Wikipedia, der persische Dichter Nezami sei in Ganja (heute Azerbaijan) geboren. Nein ist er nicht! In der Tat hat Nezami, abgesehen von dem Ort, wo er das Licht der Welt erblickt hat, wirklich sein ganzes Leben in Ganja verbracht, ist dort auch gestorben. Aber geboren wurde er in Tadi, im Bezirk Tavresh, wo man konsequenterweise auch vor in der Relation nicht allzu langer Zeit eine Universität nach ihm, dem Sohn der Stadt, benannte. Tatsächlich wurde Nezami in einem sehr frühen Stadium seines Lebens nach Ganja gebracht, was irrtümlicherweise wohl irgendeinen vermeintlichen Experten dazu bewog, Ganja auch als seinen Geburtsort zu deklarieren. Und dann schien es nicht nur in Stein gemeißelt, sondern hat sich unglücklicherweise auch wie ein Lauffeuer in den Verlagsetagen verbreitet. Tja, und so findet man auf den Waschzetteln der in Europa publizierten Werke denn auch überall nur noch die Fehlinformation.



Auch ein wenig kurzsichtig, aber nicht ganz so stoisch verhält es sich mit der Namensschreibung. Hier weisen in erster Linie deutschsprachige Verlage die verkehrte Schreibweise auf. Leider besteht man auch hierbei in bewährter Borniertheit auf dem eigenen „Wissen“, Zweifel unerwünscht. Vielleicht wäre es auch zu teuer das „i“ mit dem „e“ zu tauschen – ich kaufe ein „e“ ... und löse: Nezami.

Zumindest haben hierzulande die renommierten deutschen Literatur Lexika, wie z.B. Kindler oder Knauer bereits erkannt, dass am „i“ etwas nicht stimmen kann. Während also die Epik-, Dramatik & Lyrik-Verlagshäuser in Deutschland und der Schweiz weiterhin gleichgültig an der verkehrten Schreibweise festhalten, beweisen Übersetzer und Lektoren in Frankreich, Italien, Spanien usw., dass es auch korrekt geht. Klar, die persische Sprache ist der französischen Sprache viel näher als jeder anderen Sprachkultur. Dennoch, ein Blick über den Tellerrand hinaus wäre auch in diesem Fall nicht unhilfreich.

Ich verrate Ihnen, wie es zu diesem vermaledeiten „i“ kommen konnte. Die persische Sprache (Farsi) verfügt ja nicht über dieselben Zeichen, sprich Buchstaben wie wir. Also muss man die Wörter für die Übersetzung mit dem lateinischen Alphabet buchstabieren. Nun ist die Aussprache beim Buchstabieren im Englischen nun mal so, dass das „e“ wie das deutsche „i“ ausgesprochen wird. Genauso verhält es sich beim „z“, das in der englischen Buchstabieraussprache wie das deutsche „s“ klingt. Obwohl das „z“ in Nezami als „s“ ausgesprochen wird, hat sich das „s“ im Gedruckten dankenswerterweise nicht allorts durchsetzen können, auch wenn man es vereinzelt findet. Das „i“ hingegen hat sich in den deutschsprachigen Verlagsköpfen festzementiert.





Und so finden wir immer wieder persische Dichter und Philosophen, deren Werke in deutscher Sprache erscheinen und dabei mit falscher Namensschreibweise versehen werden. Vornehmlich ist es das „i“, das einfach unverrückbar tiefe Wurzeln geschlagen hat. Wobei irrwitzigerweise die späteren englischen Übersetzungen wiederum bei der deutschen Schreibweise abgeguckt haben. Da ist also viel Sand im Getriebe. Denn sobald sich verkehrte Namensschreibweisen im digitalen System festgesetzt haben, verselbstständigen sie sich und sind als Selbstläufer wohl auch nicht mehr aufzuhalten. Das ist halt das *unstoppable disaster* – wobei man Desaster im Deutschen sehr wohl mit „e“ zu schreiben weiß, oder?! Na wenigstens etwas ...

Noch schlimmer ist freilich, dass sich der Geburtsort als ewiger Fehler im System einbetoniert hat. „Es irrt der Mensch, solang' er *schreibt* ...“

Wie gesagt, es gibt auch etliche andere europäische Nachbarn, die etwas flexibler in ihrer Denkweise zumindest hinsichtlich der Namensschreibung sind, wodurch die Übersetzungen für mich dann auch authentischer wirken. Sie können aber deswegen jetzt nicht anfangen, sämtliche Fremdsprachen zu erlernen – immer gut, aber kein zwingender Anlass – nur um diese Bücher zu lesen. Daher möchte ich Ihnen die – entgegen aller inkorrekten Namensschreibung, auch die deutschsprachigen Werke des persischen Philosophen Nezami (1141-1209) wärmstens ans Herz legen.

Vor allem sticht Nezami durch seinen hundertprozentigen Einsatz für pazifistisches Denken und Handeln hervor. In seiner Liebe für den Frieden und das Miteinander kannte er keinen Kompromiss und er wurde nicht müde, genau dieses Anliegen, den unabdingbaren Willen zu Friedfertigkeit und Eintracht immer wieder zum Ausdruck zu bringen und sich dafür zu engagieren.

Der Dichter Nezami gilt als der bedeutendste Vertreter des "romatischen Epos" in der persischen Literatur. Und das aus gutem Grund.

Der Penguin Verlag preist seine Überstzung von Nezami's "Layla und Madjnun" wie folgt an: »The iconic love story of the Middle East, by a twelfth-century Persian poet who has been compared to Shakespeare for his subtlety, inventiveness, and dramatic force, *Layli and Majnun* tells of star-crossed lovers whose union is tragically thwarted by their families and whose passion continues to ripple out across the centuries. Theirs is a love that lasts a lifetime, and in Nezami's immortal telling, erotic longing blends with spiritual self-denial in an allegory of Sufi aspiration, as the amenities of civilization give way to the elemental wilderness, desire is sublimated into a mystical renunciation of the physical world, and the soul confronts its essence. This is a tour de force of Persian literature, in a translation that captures the extraordinary power and virtuosity of the original.«

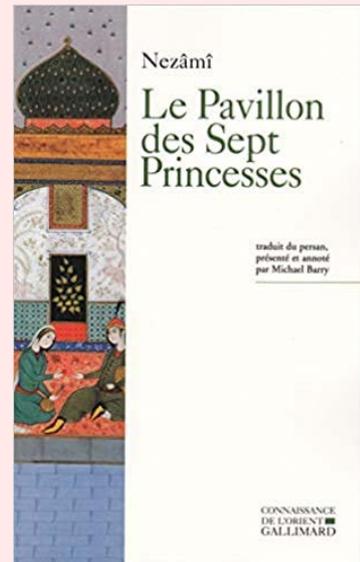
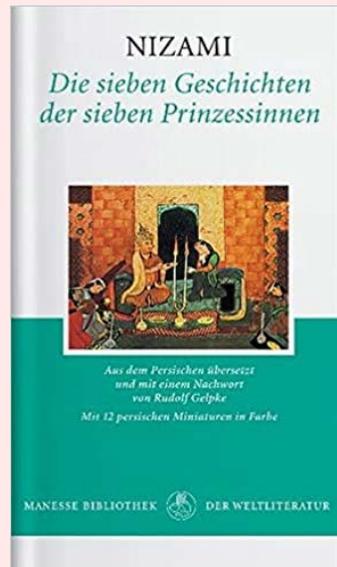
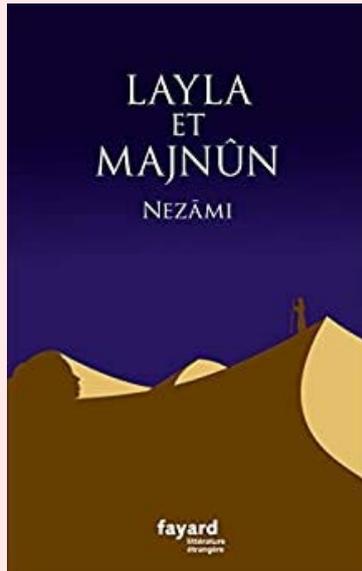
Top-empfehlenswert auch die "Alexander der Große"-Biografie von Alexander Demandt (C.H. Beck Verlag, Jubiläumsedition). Hier möchten wir insbesondere auf das unfassbar interessante Material verweisen, das Alexander Demandt zu Nezami recherchiert hat. Auch wenn selbst Professor Demandt den Philosophen "Nizami" nennt, sind seine Informationen extrem spannend und sehr, sehr aufschlussreich.

So bezeichnet Professor Demandt das "Alexander-Buch" von Nezami als das umfangreichste und das anspruchsvollste Werk der islamischen Alexander-Literatur. Nezami selbst sagte, dass er für sein Epos sowohl aus christlichen, wie auch aus persischen und jüdischen Quellen schöpfte.



Der Autor Alexander Demandt bringt seine Bewunderung für das Werk des persischen Dichters wie folgt zum Ausdruck:

»Darin entfaltet sich das Bild Alexanders als Krieger, Philosoph und Prophet in einem kaleidoskopartigen Feuerwerk phantastischer Episoden. Nizami [Anm.: Nezami] bringt philosophische Parabeln, poetische Schilderungen, heroische Abenteuer, kosmologische Spekulationen, märchenhafte Mirakel, prophetische Visionen, religiöse Legenden, mythologische Exkurse, erotische Romanzen – und all das in einer Sprache, die psychodelisch narkotisiert.« (Alexander Demandt, "Alexander der Große", C.H. Beck Verlag)



Nezami war nicht nur einer der führenden Pazifisten seiner Zeit, sondern auch Quelle und Inspiration für bedeutende Vertreter der Literatur und Kunst im Allgemeinen. Seine Werke zeichnen sich nicht nur durch seine wirklichkeitsgetreuen Schilderungen aus, sondern auch durch feinstes psychologisches Einfühlungsvermögen – eine Empathiegabe, die ihresgleichen sucht.

Mit seinen epischen Dichtungen gelang es Nezami herrlich zeitlose und somit auch für heute aktuelle Werke zu schaffen, die zahlreichen späteren Dichtern als Vorbild gedient haben bzw. hat er auch zur Nachahmung angeregt. Das romantische Liebesepos "Layla und Madjnun" soll laut eigener Aussage gar **William Shakespeare** als Inspiration gedient haben. Auf die thematische Ähnlichkeit mit "Romeo und Julia" wird häufig verwiesen. Aber auch dem Rocksänger **Eric Clapton** verlieh "Layla und Madjnun" künstlerische Impulse. In seinem Lied "Layla" verarbeitet Eric Clapton Motive aus Nezami's "Layla und Madjnun" und kreiert damit den einfühlsamen Welthit.

Nezami versteht es meisterhaft, die Vorzüge ebenso wie die Schwächen seiner Protagonisten so brillant zu charakterisieren, dass sie über das Interesse des Lesers hinaus, gar dessen Verständnis und Mitgefühl erwecken. Die realitätsnahe Wiedergabe der Seelenzustände ebenso wie die eindrucksvolle Beschreibung der äußeren Welt, seine wunderbare Bildersprache und prachtvollen Schilderungen, machen Nezami's Dichtung zu einem unvergänglich zeitlosen Meisterwerk.

© Text Julie Nezami-Tavi





MUSIKALISCHE KOMÖDIE LEIPZIG



© Foto Dirk Brzoska

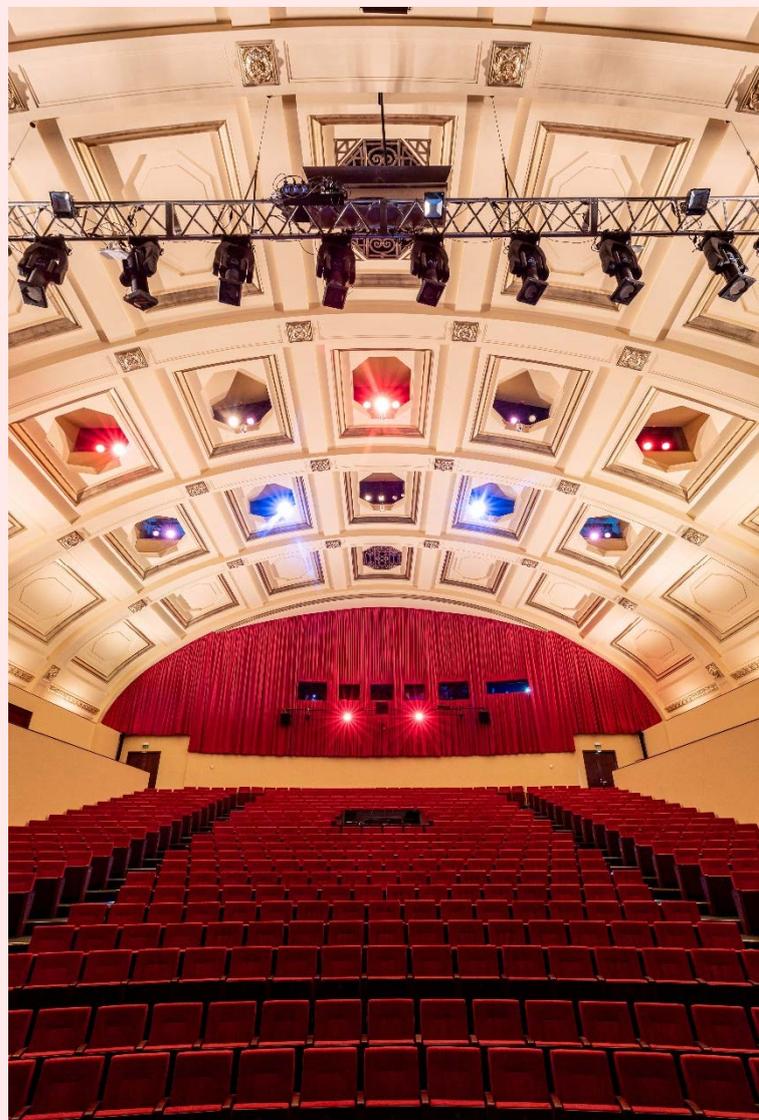
Mit der Onlinepremiere „Gräfin Mariza“ lud die Musikalische Komödie Leipzig nach zweijähriger Sanierung zur digitalen Eröffnung mit anschließender online Premierenfeier ein

Endlich ist es soweit! Im neuen Glanz ist die Musikalische Komödie bereit für ihre Besucherinnen und Besucher. Der frisch sanierte Theaterbau unterstreicht die Bedeutung dieses Hauses als eine der ersten Adressen der Operetten und Musicalszenen im deutschsprachigen Raum, ohne dabei seinen ganz besonderen Charme einzubüßen.

Am 8. Mai 2021 fand die Streamingpremiere der Kálmán-Operette »Gräfin Mariza« statt, begleitet von ersten Einblicken in die Musikalische Komödie Leipzig nach ihrer zweijährigen Sanierung.

Die festliche Eröffnungsgala ist auf den Herbst verschoben, doch online öffneten sich in dieser Spielzeit die Türen mit Grußworten von Oberbürgermeister Burkhard Jung und Kulturbürgermeisterin Dr. Skadi Jennicke.

Intendant Prof. Ulf Schirmer und Betriebsdirektor Torsten Rose präsentierten zusammen mit allen Beschäftigten und Ensembles die neu ausgestatteten und renovierten Räume. Anschließend luden sie das Publikum zu Gesprächen und digitalem Anstoßen zu einer Premierenfeier auf wonder.me ein.



© Foto Tom Schulze





© Foto Kirsten Nijhof

Die Musikalische Komödie Leipzig präsentierte filmisch erste Einblicke in ihre restaurierten und rundum erneuerten Räumlichkeiten und lud zur Onlinepremiere der "Gräfin Mariza" ein; die Inszenierung von Ulrich Wiggers unter der musikalischen Leitung von Tobias Engeli wurde bei einer stillen Vorpremiere aufgezeichnet. Sowohl die Festschrift zur Eröffnung als auch das Programmheft der Kálmán-Operette stehen online zur Verfügung.

Neben täglicher Testung des Ensembles hat Ulrich Wiggers in seiner Inszenierung – auch wehmütig oder ironisch kommentiert – auch auf erforderliche Abstände für Gesang und Tanz geachtet. Der Chor singt von den neuen Rängen aus, getrennt nach Stimmen und ist leider nicht im Bild. Das Orchester unter der Leitung von Tobias Engeli musiziert zum ersten Mal aus dem neuen höhenverstellbaren Orchestergraben der Musikalischen Komödie, der wie Stellwerk, Zuschauersaal, Venussaal, Außenanlage und Tontechnik der zweijährigen Sanierung zu verdanken ist. Die umfassende Sanierung im Wert von annähernd 10 Millionen Euro wurde gemeinsam von Oper Leipzig, Stadt, Land und Bund u. a. aus dem Förderprogramm Stadtumbau Ost und Eigenmitteln der Oper finanziert. Auch die zahlreichen Fans der traditionsreichen Spielstätte, die 1912 im Leipziger Stadtteil Lindenau erbaut wurde, haben sich durch einen zweckgebundenen Zuschlag auf die Eintrittskarten für die Musikalische Komödie engagiert.

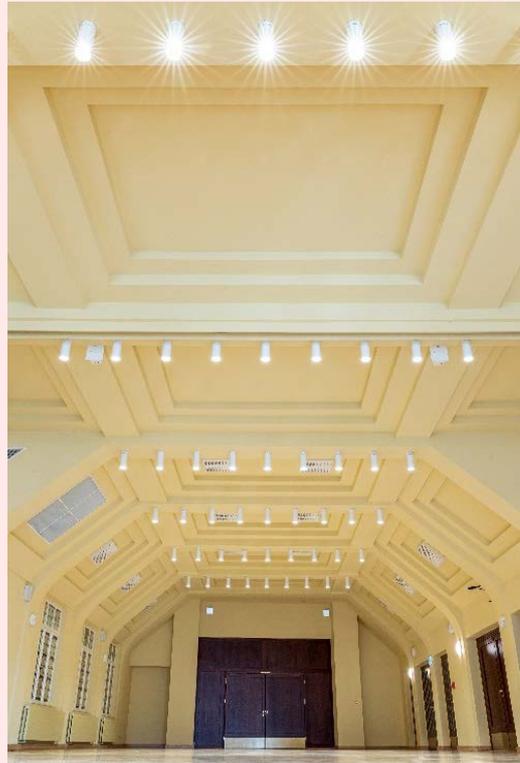
© Text Gudula Kienemund, Pressesprecherin Oper Leipzig
© Fotos: Tom Schulze, Kirsten Nijhof, Dirk Brzoska

Die Streamings der Musikalischen Komödie/Oper Leipzig sind kostenlos und stehen noch 48 Stunden nach dem jeweiligen Ereignis on demand zur Verfügung. Alle Informationen unter www.oper-leipzig.de/en/stream.





© Foto Kirsten Nijhof



VENUSSAAL

© Foto Tom Schulze

Die Oper Leipzig und ihre Spielstätten sind bislang noch geschlossen. Aber ...



WIR FREUEN UNS AUF SIE!

Bisher mussten infolge des Lockdowns unsere Spielstätten geschlossen bleiben. Ab dem 19. Juni planen wir wieder für Sie da zu sein. Weitere Informationen zum Spielplan finden Sie in Kürze hier.

... und *hier* ist dort: www.oper-leipzig.de





© Foto Julie Nezami-Tavi

Sandra Chatterjee

Sandra Chatterjee ist Tänzerin, Choreografin, Performance-, Tanz- und Kulturwissenschaftlerin. Doch mit diesen Berufsbezeichnungen ist dem unsäglich weitreichenden Schaffen der gebürtigen Münchnerin noch lange nicht Genüge getan. Es lässt sich kaum in Worten darlegen, wie umfassend und leidenschaftlich Sandra sich engagiert – für Tanz, für Kultur und für Gesellschaft. Und dabei bringt sie sich noch unermüdlich für sozial schwächere Mitmenschen ein.

Sandra Chatterjee ist ausgewiesene Expertin für Körperliches, für Bewegung und für kulturelle Praktiken. Ihre Scherpunkte liegen auf den Themen: Gender, Migration und Postcolonial Studies. Seit einiger Zeit widmet sie sich nicht zusätzlich, sondern in Ergänzung der genannten Inhalte insbesondere dem Thema „Duft“.

Odeur im Zusammenhang mit Bewegung – wie funktioniert das? Was geschieht, wenn wir die verschiedenen Aromamoleküle mit all den Widersprüchen und Assoziationen wahrnehmen? Die Tänzerin Sandra Chatterjee untersucht die Querverbindungen zum Modern Dance und liefert Antworten. Sie stellt fest, dass Gerüche Vertrautheit vermitteln ebenso wie sie Fremdheit signalisieren. Sandra findet die Schnittmengen bei den Unterschieden zwischen persönlicher, philosophischer, politischer, kultureller und künstlerischer Bezogenheit.

Wir reagieren, wenn das Bouquet einer Duftkomposition besonderes Wohlbehagen oder irgendwelche olfaktorischen Wahrnehmungen bestimmte Erinnerungen in uns auslösen. Ob wir etwas als wohlriechend oder nicht empfinden, liegt in erster Linie daran, was wir mit dem Geruch assoziieren. Und manchmal stinkt uns etwas einfach nur gewaltig.

Sandra Chatterjee arbeitet schon seit geraumer Zeit mit Kolleginnen und Kollegen zusammen, um diverse Modern Dance Shows zum Thema „Duft“ auf die Beine zu stellen. Ob es um den nicht vorhandenen Geruch im Weltall geht („No smell in outer space“) oder ob es gilt, den Geruch von Rassismus zu erkennen und zu definieren („Smells of Racism) – Sandra Chatterjee und ihre Mitstreiter präsentieren kulturelle Verfahrensweisen und Kunst auf höchstem Niveau und mit hundertprozentiger Hingabe.

Seit März ist Sandra in Indien. Es gibt keine Worte, um auszudrücken, wie verheerend die Pandemie in Indien wütet, wie die Situation dort momentan ist. Sandra Chatterjee und viele andere Künstler haben sich zusammengetan, um Unterstützung vor Ort(!!) zu bieten.

Um zu helfen, dienen/dienen Veranstaltungen wie:

“LET'S GET TOGETHER” – an online private fundraiser concert to support relief initiatives for the underprivileged/covid affected in India/Bengal.





Immer wieder präsentieren die Künstler online-performances, um den Menschen in Indien ein klein wenig unter die Arme zu greifen. Tickets für diese Konzerte kosten gerade mal um die 5 Euro – ich denke, ein Betrag, den wir uns leisten können und der gut angelegt ist. Deswegen ist es für uns eine Selbstverständlichkeit die Künstler in ihrem selbstlosen Engagement zu unterstützen:

Insta pages of artists involved
 @sandrababli @srabantiactor
 @duduzile777 @idajomusic
 @bornoanonyo @shakya_samridhi
 @koustav268

For tickets contact +919804889804 (WhatsApp)

Sandra Chatterjee: »While I have been in India since March, I have been fortunate to also conduct a residency for my current production *SMELLS OF RACISM*, for which there will be an online showing [...] In this dire situation in India, we are continuing with concerts for those who are affected by COVID and Lock Down. Please join any concerts you can ... [bitte informieren Sie sich via Instagram und Whatsapp zu aktuellen Daten]



“SMELLS OF RACISM”

What does racism smell like? From everyday prejudices against different body odours or different fragrance traditions to the philosophical treatises of Immanuel Kant: The connection between smell and racism has a long (western) tradition. With the installation and participatory performance *SMELLS OF RACISM*, choreographer Sandra Chatterjee and her team deal with the cultural and political dimensions of smells.

Ticket for 400 INR or 6 USD or 5 EUR equivalent in other currencies. To book tickets dm me on my instagram or send a whatsapp enquiry at +919903301450

We, a group of 10 artists from different countries, will unitedly play and perform online for people who can afford to watch these online concerts and pay for the tickets. The entire ticket money and contributions will be documented and dispersed to the different relief initiatives across the country, with utilisation reports after the concert on my instagram page [arkomukhaerjeeoriginal](#).

We will feature people from the relief initiatives within the concert to enlighten us and the audience about the relief work being done.

Considering the present horrors of the Covid Pandemic that has devastated the entire social, health and economic structure of different parts of our country including West Bengal, we will send all our cumulative earnings from this online concert to responsible initiatives across the country, ones who are running regular canteens for the covid affected and the underprivileged people affected by lockdowns, ones who are running independent isolation wards and medical camps in remote areas with less availabilities. I have lost family, friends and many important people in my life in this horrific situation over the last few weeks. So have all my friends who are together in this initiative. Let's all fight this together.

© Text Sandra Chatterjee





© Foto Lilian Wu

Sandra Chatterjee is a choreographer and researcher in the field of culture and performance as well as dance science. Current projects include the research project *Border – Dancing Across Time* (FWF P 31 958-G) at the University of Salzburg and the organization of the platform *CHAKKARs – Moving Interventions*. In her work with a focus on gender, migration and postcolonial studies, she always explores the intersection between theory and artistic practice. She was a guest professor for dance science at the ZZT Centre for Contemporary Dance of the University of Music and Dance in Cologne. She is part of the Rutgers Arts Online Faculty and is a lecturer at the University of Salzburg.

www.sandrachatterjee.net



Mach mal Pause oder Vom Vergnügen einer Pause im Theater

Theaterstücke in London werden kürzer. Theoretisch wäre das eine gute Nachricht für die Autoren: wir können jetzt Stücke schreiben, die nur noch 75 Minuten dauern statt der altmodischen 2 oder gar 3 Stunden. Und wenn der Preis der Theaterkarten gleich bleibt, was er ja normalerweise tut, würden wir die gleiche Menge Geld bekommen für den halben Arbeitsaufwand. Was wäre lukrativer als das?

Aber keine Pause bedeutet auch keine Pausengetränke. Das ist ein Verlust für das Theater. Es ist auch ein Verlust für die Besucher. Seien wir ehrlich: wenn es ein gutes Stück ist, dann ist die Pause ein Vergnügen, und bei einem Glas Wein spekuliert man gerne, wie es wohl ausgeht. (Es sei denn, es ist ein Stück von Shakespeare und in diesem Fall sollte man wirklich bereits *wissen*, wie es ausgeht). Wenn es ein schlechtes Stück ist, bietet die Pause eine gute Gelegenheit, über die Regie zu schimpfen, oder über den Autor oder die Schauspieler, das verschafft Erleichterung. Und, was ganz wichtig ist, wenn es ein wirklich schlechtes Stück ist, dann bietet sich jetzt die Gelegenheit zu verschwinden und die trüben Gedanken mit einem vorverlegten Dinner zu besänftigen.

Und nun kam Covid-19, und plötzlich wurde die Pause zu einem Gesundheitsrisiko. Das Ergebnis: London plant jetzt lange Stücke ohne Pause. Das Globe Theatre hat für die neue Spielzeit ‚Romeo und Julia‘ und den ‚Sommernachtstraum‘ angekündigt, mit social distancing und auch ohne Pause. Es ist also sicherlich keine gute Idee, vorher ein Bier zu trinken (das Problem fängt damit an, was man in Amerika eine „Broadway Blase“ nennt, bei Euch vielleicht eine Konfirmandenblase). Man hat darauf hingewiesen, dass das nur eine Rückkehr zu dem ist, was der Barde ursprünglich wollte, aber jeder, der einmal auf den harten Holzbänken des Globe gesessen hat oder drei Stunden lang mit dem Fussvolk (den damals so genannten „penny-stinkers“) im Parkett gestanden hat, der weiss, dass die Rückkehr zu elisabethanischen Bequemlichkeitsstandards kein reines Vergnügen ist.

Offensichtlich zeichnet sich eine Gefahr ab: Die Theaterpause soll verschwinden. Einige englische Kritiker haben diese Aussicht begrüsst. Ich persönlich hoffe, dass die Pause niemals verschwindet. Ok, der Wein ist vielleicht von mieser Qualität und total überzahlt, das Teelöffchen Gin verschwindet im Tonic Water, im Pausenfoyer ist es heiss und voll, aber die Drängelerei kann fröhlich sein und das Gemeinschaftsgefühl ausgesprochen herzerfrischend. Ach ja, und wenn man der Autor ist, dann kann man versuchen zu lauschen, was das Publikum von dem Stück denkt. Das ist manchmal eine gute Idee. Manchmal auch nicht.

© April 2021 Alistair Beaton (Theaterautor)
Aus dem Englischen übertragen von Eva Giesel



Und wer auch der Originalsprache fröhen möchte, hier die Ursprungsfassung:

GIVE US A BREAK or THE JOY OF THE INTERVAL

Plays in London are getting shorter. In theory, this ought to be good news for authors: we can now write a play that's a mere 75 minutes long instead of that old-fashioned 2 to 3 hours. And if the ticket price remains the same, as it normally does, we get paid the same amount for doing half the work! What could be better?

But no interval means of course no interval drinks. That's a loss of revenue for the theatre. It's also a loss for the audience. Let's face it, if it's a good play, it's nice to have a break and a glass of wine and speculate as to what happens next (Unless it's a Shakespeare, in which case you really ought to know what happens next). If it's a bad play, it's an opportunity to be rude about the directors, or the writer, or the actors, which is always a pleasure. And, importantly, if it's a *really* bad play it's a chance to leave early and soothe one's troubled spirits with an early dinner.

Then along came COVID-19, and suddenly the interval became a health hazard. As a result, London is now planning *long* plays with no interval. For example, Shakespeare's Globe has announced a new season of work with performances of Romeo and Juliet and A Midsummer Night's Dream, both socially distanced and without an interval. So definitely not a good idea to have a pint of beer beforehand (the problem being what is known in America as 'Broadway Bladder'). It's pointed out that this is merely a return to what the Bard originally intended, but anyone who has sat on the hard wooden benches of the Globe or stood for three hours with the groundlings in the pit (originally known as the penny-stinkers) will know that a return to Elizabethan standards of comfort is not an unalloyed pleasure.

There appears to be a risk that the interval is about to disappear. A number of English critics have welcomed the prospect. Personally, I hope the interval never disappears. Yes, the wine may be third-rate and expensive, the teaspoonful of gin drowned in a lot of tonic, the bar hot and overcrowded, but the jostling can be joyful and the communality curiously cordial. Oh, and if you're the author, it allows you to eavesdrop on what the audience thinks of your play. This is sometimes a good idea. Sometimes not.

© Alistair Beaton, playwright
London, April 2021





Herbert Hanko © Foto Annemarie-Ulla Nezami-Tavi

„Der Kulturhörner“

BR-Radiolegende Herbert Hanko, einst leidenschaftlicher Kulturschaffender hat sich mittlerweile zum Kulturverweigerer gemausert. Das heißt natürlich nicht, dass Herbert Hanko sich in sein Schneckenhaus zurückzieht und aller Kunst den Rücken kehrt. Nein, das bedeutet, dass der Schauspieler, Moderator, Theaterregisseur und dramatische Bariton das Drama der Kulturszene beim Namen nennt. Doch Namen braucht er gar nicht zu nennen, denn wir wissen alle, wer hier die geringsten Hemmungen und die wenigsten Selbstzweifel zutage fördert. Und so hat Herbert Hanko das „Nörgeln“ für sich entdeckt und konstatiert gleich mal: »Der größte Feind des Kulturschaffenden ist der Kulturschaffende«. (Herbert Hanko)

Für den Gedankenaustausch in dieser Hausnummer stelle ich daher eine Thematik in den Raum, die an Aktualität sowieso kaum zu überbieten ist:

Der Kulturveranstaltungsbranche geht es (wie so vielen anderen Wirtschaftszweigen) ziemlich mies – klar, man hat einen Schuldigen: Covid-19. Doch macht man es sich nicht ein bisschen zu einfach, wenn man nun partout alles auf die Pandemie schieben möchte?

Natürlich hat Corona alles lahm gelegt, keine Frage! Aber jetzt so zu tun, als wenn vorher alles in der Kultur florierte und kein Künstler je derartige Existenzängste verspüren musste, ist das nicht fast ein wenig scheinheilig? Kränkelte das System nicht schon lange vor Covid-19? Waren die Symptome von Künstler-Ausbeutung, Knüppelverträge, Monopolbestreben, unlauteres Vernichtungsansinnen hinsichtlich lästiger Konkurrenz, fehlende Moral, stattdessen "fairer und integres Verhalten" als unbekannte Fremdwörter zu ignorieren ... war all dies Gebaren nicht schon vorher symptomatisch für so manch kränkelnde Kulturszene?

Und sind es nicht auch diejenigen, die vorher den Wettbewerb am Effektivsten ausradiert und die Künstler mit den geringsten Skrupeln ausgenutzt haben, die nun wiederum ihrerseits am lautesten nach Unterstützung schreien?





Herbert Hanko: »Irgendwo, meist versteckt auf Plakatwänden in Nebenstraßen kann man sie mit einiger Mühe entdecken. Unter dem Titel „Ohne uns wird's still“

Etwa zwei Dutzend sehr ernst oder besser ausdruckslos blickende Damen (wenige) und Herren, die man auf den ersten Blick nicht in der Kategorie Kunst vermuten würde. Alle sehr salopp, um nicht zu sagen schlampig angezogen, was ja leider immer mehr „Mode“ wird, auch unter denen, die diese Herrschaften vermitteln, managen und nicht erst jetzt ausbeuten. Ich bin sicher, dass die meisten dieser Ensemblechefs und Gruppenleiter weniger unter der Krise litten, als die, die sie „unter“ sich hatten.

Das ist übrigens schon die zweite Plakatauflage, die ich trotz versteckter Lage -s.o.- gesehen habe, bei einer früheren entdeckte ich einen Agenturinhaber und Kultur-Veranstalter, der unter manchen Künstlern nicht den besten Ruf genießt. Der Name dieses besonders Rührigen dieser Branche erweckt bei so manchem Musiker schlechte Erinnerungen. Aber auch Veranstalterkonkurrenten sind auf ihn nicht besonders gut zu sprechen. Das umging er, indem er einfach so raumgreifend agierte, dass die anderen in die Ecke, sprich Spezialsparten gedrängt wurden, oder, noch direkter, er sie schluckte. Sein Firmenlogo suggeriert, dass ohnehin alles was in dieser Stadt mit Kultur zu tun hat, in seinen Bereich fällt.«

Tja, und dann müssen wir feststellen, dass die zweifelhafte Plakatierung nicht die einzig fragwürdige Kampagne aus dem Kulturbereich war. Mislungen aufgrund der Respektlosigkeit verdiente da so manche Aktion das Prädikat „besonders wertlos“.

Da fragt man sich doch manchmal, ob es nicht auch eine „Notbremse“ gibt, um die Welt mal kurz anzuhalten. Einfach nur, um alle Ignoranten aussteigen zu lassen.

Während wir von Haus zu Haus flanieren, werden uns gemeinsam mit HERBERT HANKO auf jeden Fall weitere Gedanken machen ...

© Text Herbert Hanko und Julie Nezami-Tavi
© Fotos Annemarie-Ulla Nezami-Tavi

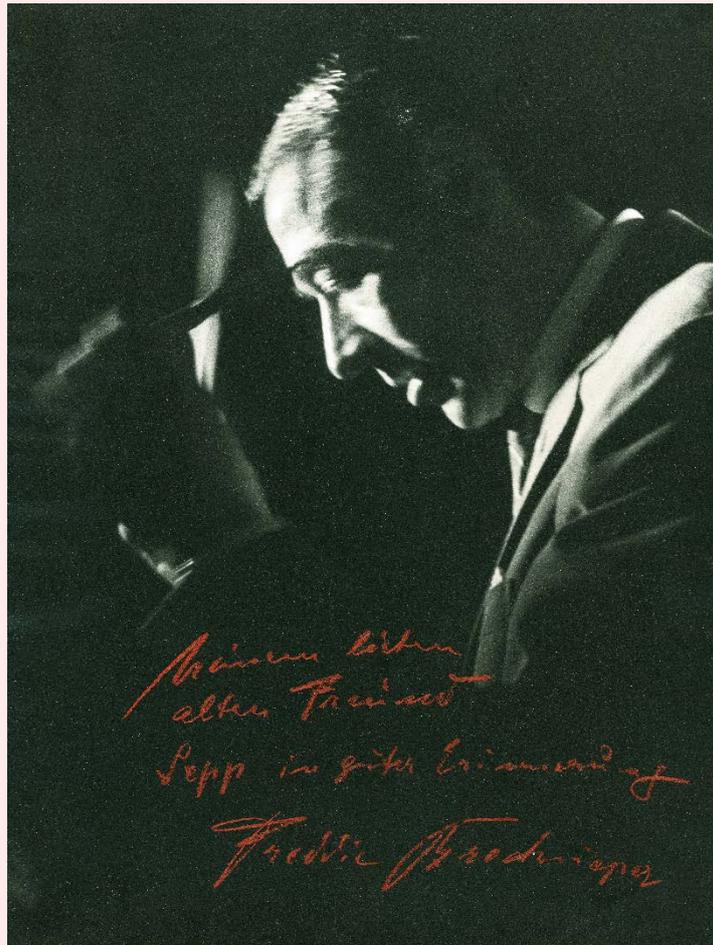


Bariton Kollegen unter sich – Eric Ferguson und Herbert Hanko



Herbert Hanko im Kultur- und Kongresszentrum Taufkirchen
© Fotos Annemarie-Ulla Nezami-Tavi





Fritz „Freddie“ Brocksieper

© Foto Josef Werkmeister

Jazz Missbrauch

Der deutsche Schlagzeuger Fritz „Freddie“ Brocksieper, der 1912 in Istanbul geboren wurde, zählt zu den Hauptprotagonisten des frühen Bigband-Jazz im europäischen Raum. Dies ist natürlich auch dem Fakt geschuldet, dass Freddie Brocksieper der Schlagzeuger der unrühmlichen Bigband „Charlie and His Orchestra“ war.

Unrühmlich nicht aufgrund der künstlerischen Qualität, sondern vielmehr wegen der Entstehungsgeschichte, das heißt der Funktion als zweckdienlich politisches Werkzeug.

Auf die Initiative des deutschen Radiomoderators Wolf Mittler hin gab der (in den Staaten geborene) irische Hochverräter „Lord Haw-Haw“ (William Joyce), dem sich später der Brite, Norman Baillie-Stewart (ebenfalls Landesverräter) anschloss, ab 1939 über den deutschen Kurzwellensender am Berliner Kaiserdamm in seiner englischsprachigen Propaganda Radiosendung „Germany Calling“ regelmäßig prodeutsche Inhalte zum Besten. William Joyce war für seine höhnisch-sarkastischen Kommentare mit extrem bedrohlichem Tonfall bekannt. Ziel und Zweck seines Auftrags war das britische Volk zur Kapitulation zu drängen. Die Sendung war auch teilweise sehr populär bei den Briten, weil man sich zum einen Informationen über britische Kriegsgefangene erhoffte (und diese anfangs auch bewusst eingesetzt bekam) und zum anderen weil sich die sogenannte Unterschicht an der massiv kritischen Haltung gegenüber ihrer Obrigkeit erfreute.





Um der absurden Authentizität auch musikalisch Ausdruck zu verleihen, wurde der Saxofonist Lutz Templin beauftragt, eine Bigband zusammenzustellen. Obwohl Lutz Templin die Bigband auch leiten würde, wurde sie nach Karl „Charlie“ Schwedler benannt, der als Sänger fungierte. Somit hieß die Bigband „Charlie and His Orchestra“, auch wenn weitere Namen wie zum Beispiel „Mr Goebbels Jazz Band“ die Runde machten.

Der Gesang spielte die wesentliche Rolle, denn es wurden amerikanische Swing Musikklassiker verwandt, um sie in ein maliziöses Propaganda Programm umzuarbeiten. Lutz Templin hatte als einziger eine Sondergenehmigung, ausländische Radiosender zu hören, um sich musikalisch zu informieren bzw. auf dem Laufenden zu halten. Die Musik wurde dann entweder nochmal nacharrangiert, um die Swing Elemente noch etwas jazziger zu gestalten oder 1:1 übernommen.

Die neuen Texte konzentrierten sich auf antibritische, antisowjetische und antijüdische Propaganda sowie verbale Angriffe auf die Staatsoberhäupter Winston Churchill und Franklin D. Roosevelt. Sehr häufig wurde die erste Strophe des Textes noch im Original belassen, während der Sänger spätestens ab der zweiten Strophe die politisch orientierten Propaganda Inhalte darbot. Aber auch die Variante, gleich mit dem abgeänderten Text zu starten, wie beispielsweise bei „Bei mir bist du schön“, kam immer wieder mal zum Einsatz.

Im ersten Jahr formierten ausschließlich deutsche Mitglieder den Musikerstamm. Man kann es ihnen nicht einmal verdenken, dass sie das Angebot annahmten, denn es ersparte ihnen (zumindest zunächst) den Wehrdienst und vor allem hatte man ein gesichertes Einkommen. Im Fall des Schlagzeugers, Freddie Brocksieper kann man sogar konstatieren, dass die Mitgliedschaft eine gewisse zusätzliche Sicherheit bot. Als Sohn eines deutschen Ingenieurs und einer griechischen Jüdin hätte er den Nationalsozialismus wahrscheinlich nicht so unbehelligt überstanden. So aber besaß er als Swing Musiker den traurigen Überlebensstatus „unentbehrlich“.

Und die Musiker hatten hier die Möglichkeit, sich dem Jazz zu widmen, ohne unmittelbarer staatlicher Gefährdung ausgesetzt zu sein. Wobei Jazz Musik immer so als Grauzone durchging. Die Nationalsozialisten hatten keine einheitliche Regelung aufgestellt, es gab auch nie ein offizielles Verbot. Zumindest nicht generell und im ganzen Reichsgebiet. Sicher gab es lokale Diskreditierung, aber allgemein wurde mal bewusst hin- und mal bewusst weggeschaut. Da gab es weder eine einheitliche Ideologisierung noch eine Demontierung von Seiten des Reichs. Jazz wurde mehr oder minder „toleriert“ vermutlich weil man sich selber nicht so ganz eins war über Nutzen und Wirkung.

„Charlie and His Orchestra“ verfügte weiterhin über etliche Sonderprivilegien, die sonst undenkbar gewesen wären. So durfte zum Beispiel die „Lili Marleen“-Interpretin Lale Andersen, die zu diesem Zeitpunkt aus mehreren Gründen Auftrittsverbot hatte (unter anderem weil ihr markantes Markenzeichen „Lili Marleen“ nach Ansicht der Nationalsozialisten eine demoralisierende Wirkung auf die Wehrmacht gehabt hätte), einmal die Woche mit der Bigband englischsprachig singen.

Ab 1940 verlor die Bigband jedoch etliche Musiker, weil einige dann doch zum Wehrdienst eingezogen, während andere ins „Deutsche Tanz- und Unterhaltungsorchester“ abdelegiert wurden. Ob des plötzlichen Mitgliedermangels sah sich „Charlie and His Orchestra“ dann auch bei den europäischen Nachbarn wie Belgien, Niederlande und Italien um. Man engagierte zahlreiche Musiker, die damals zur absoluten Elite der europäischen Jazz Musik zählten. Aber auch in den eigenen Reihen wiesen die Jazz Musiker während der ganzen Zeit höchste Qualität auf. Dennoch muss man feststellen, dass die hochwertigen Mittel in diesem dunklen Historienfenster keinesfalls den Zweck heiligten.

© Text Julie Nezami-Tavi
© Foto Josef Werkmeister





Retro-Schau (Teil 3): Die Anfänge des Clubs, auf den mehr als eineinhalb Jahrzehnte die Augen der Jazzwelt gerichtet waren

Zu dem Zeitpunkt hatte Ernst Knauff ja bereits einige Lokale in München und Umgebung, in denen die Gäste aber bis dahin nur ihrem bayerischen Lieblingsgetränk frönten. Bierausschank, aber keine Live-Musik – der Jazz-Liebhaber Ernst Knauff verspürte Handlungsbedarf.

Ernst Knauff: »Ich müsste die ganze Vorgeschichte erzählen. James Graser hat mir den ehemaligen „Siegesgarten“, der Club hieß da aber schon „Pussy Cat“, in der Siegesstraße angeboten. Dort habe ich 1961 die Schwabinger „Siegen“ aufgemacht, am 15. Juli, das werde ich nie vergessen. Der Laden, der dann irgendwann in die Luft geflogen ist – genau das war mal die Schwabinger „Siegen“. Aber das ist eine andere Geschichte.«

Keine Sorge, zu Stories mit diversem Zündstoff werden wir schon auch noch kommen.

EK: »Und dann machte damals die „Tantel“ [ein anderer Jazzclub] zu. Aber wir haben immer noch Musik gemacht [Ernst Knauff spielte in einer Band mit, mehr oder minder als Amateur, d.h. nichts wovon man leben kann]. Plötzlich hatte die Jazzmusik in Schwabing keine Heimat mehr. Da wurde mir das Lokal angeboten und ich hab gesagt: *Dann mach ich da einfach ein Jazz Lokal auf!*«

Gesagt, getan. Die Devise des Ernst Knauff.

Julie Nezami-Tavi: Zu dem Zeitpunkt war Jazz in München rückläufig, Live-Auftritte erst recht. Kann man behaupten, dass Ihre Intention somit rein idealistischer Natur war?

EK: »Ja, auf jeden Fall! Aber ich hatte mit der Schwabinger „Siegen“ unheimlich viel Geld verdient – doch auch das war die Intention. Ich habe erst die Schwabinger „Siegen“ und dann, 1962/63, die GoKart Bahn in Garching-Hochbrück aufgemacht. Auf dieser GoKart Bahn hat mich James Graser gefragt, ob ich Lust hätte, das Lokal von ihm zu übernehmen. Er war nicht zufrieden damit. Ich hatte das Geld – es waren 65.000,- DM. Dafür hätte man damals auch eine Eigentumswohnung gekriegt. Und das hat der Laden gekostet. Den hab ich gekauft, das heißt ich habe den Pachtvertrag gekauft. Und da drin hab ich dann das Domicile aufgemacht. Natürlich in der Hoffnung, dass es läuft.«

Doch wer annimmt, Ernst Knauff hätte *nur* aus der „Siegen“ und der „GoKart-Bahn“ Einnahmen bezogen, irrt. Er hatte auch noch andere Lokale sowie eine Pils-Kneipe. Da lässt sich die Kalkulation für einen zusätzlichen Club mit Live-Musik schon etwas entspannter erwägen.





EK: »Insgesamt waren es sechs Lokale. Die anderen fünf waren aber unterverpachtet. Ich persönlich habe nur das Domicile gemacht. Wobei ich mich auch hier nicht um die Gastronomie, sondern nur um das Programm gekümmert habe. Ich hatte immer Geschäftsführerinnen – und zwar sehr gute. Die eine ist jetzt in New York, sie hat in New York geheiratet. Ich hatte ihr anstelle einer Gehaltserhöhung, jährlich einen Freiflug nach New York gewährt. Das habe ich drei Mal gemacht, dann war sie drüben verheiratet. Das war meine beste Geschäftsführerin. So spielt das Leben.«

Da denkt man, man hätte eine geschäftstüchtige Idee ... und dann fällt sie einem auf die Füße. Man muss aber auch gönnen können ... Na, dann blicken wir mal auf den Wahrheitsgehalt einiger Aussagen, die sich seit einer gefühlten Ewigkeit in der medialen Landschaft halten ...

JNT: »Apropos Flüge. Ist es korrekt, dass Sie hinsichtlich der Flugkosten für Musiker, Deals mit anderen europäischen Clubs geschlossen haben? Zum Beispiel liest man Ihren Namen immer wieder im Zusammenhang mit dem legendären Londoner „Ronnie Scott’s Jazz Club“ und, dass Sie sich häufig mit ihm in die horrenden Überseeflugkosten hinein geteilt hätten. Das wird zumindest in einigen Medien behauptet.«

EK: »Das stimmt überhaupt nicht! Es wird öfter erwähnt oder geschrieben, dass ich mit Ronnie Scott zusammengearbeitet hätte. Das habe ich auch mal versucht. Aber das hat NIE – nicht einziges Mal hat das geklappt.«

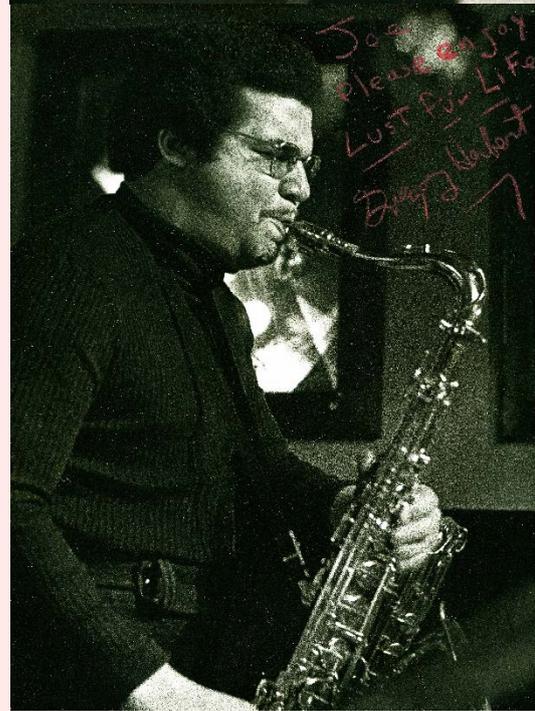
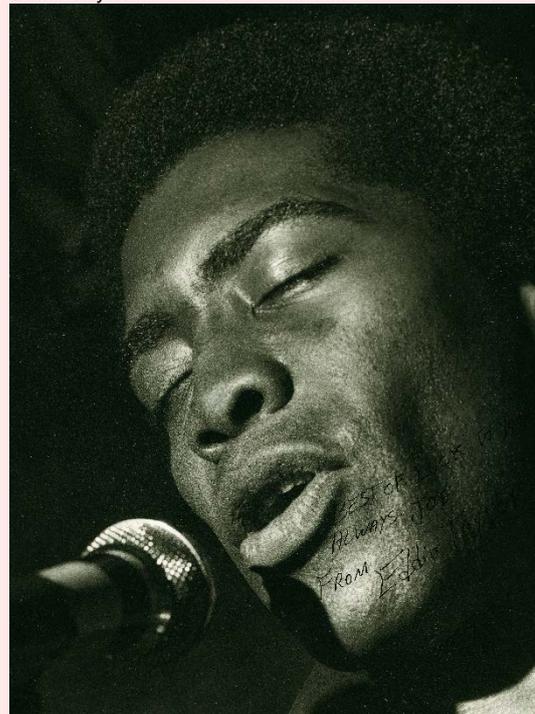


Ernst Knauff

© Foto Julie Nezami-Tavi

Bedeutet das, Ernst Knauff musste stets und immer für die gesamten Flugkosten der von ihm engagierten Musiker voll aufkommen? Im Prinzip ja. Allerdings ist Ernst Knauff ja auch ein cleverer Geschäftsmann und wusste durchaus, wie man die Passagierbeförderungskosten hin und wieder umgeht.

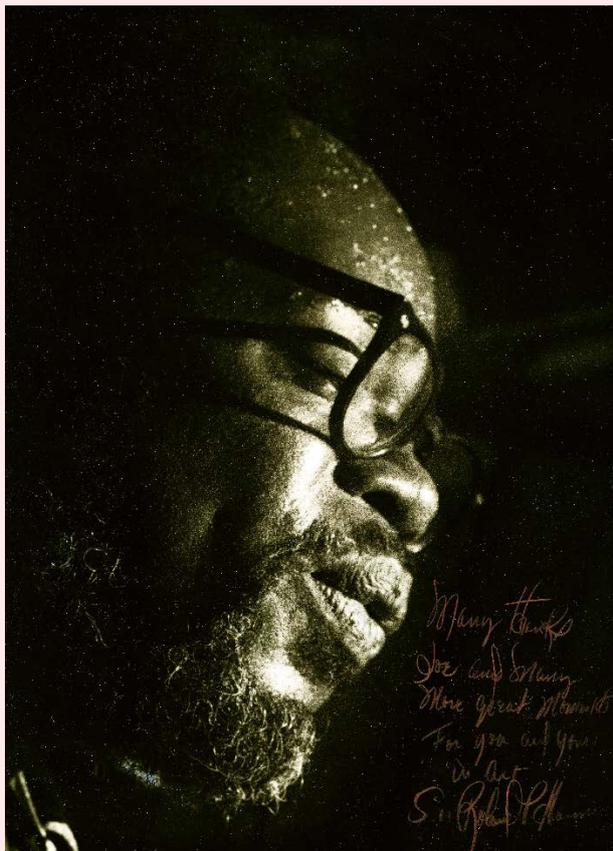
Eddie Taylor



Gregory Herbert

© Fotos Josef Werkmeister





Sir Roland Hanna

© Foto Josef Werkmeister

EK: »Bei den meisten US-Musikern, die rüber kamen, musste ich voll bezahlen. Ab 1968 bin ich regelmäßig nach New York geflogen. Bis 1994, also in knapp 30 Jahren, war ich 70 Mal in New York. Ich hab mich da besser auskannt, als in Schwabing. Ist ja auch einfacher, weil alles, bis aufs Downtown, quadratisch ist. Nachdem vorher bereits einige bekannte US-Amerikaner bei mir gespielt hatten, haben die drüben, in New York, natürlich darüber gesprochen. Das geht rum, wie ein Lauffeuer: „Da ist ein neuer Club in München, da könnt ihr spielen usw.“ Und immer, wenn ich rüber kam, haben die zu mir gesagt: „Give me a job, give me a job!“ Also hab ich denen geantwortet: „Ja, o.k.! Du kannst bei mir spielen, aber wie kommst du nach München?“ Es gab in Harlem einen Manager, einen gewissen Nick. Der hat damals die meisten US-Amerikaner rüber geholt. Er hat die Musiker zwei Monate lang auf Europa Tournee geschickt. Große Konzerte, Fernsehen – damals wurde ja noch richtig Geld gezahlt. Öffentlich rechtliches

Geld. Und da bin ich dann auf den Gedanken gekommen, zu sagen: „Pass mal auf, wenn du wieder für den Nick auf Tournee bist, dann sagst du ihm bitte, du möchtest eine Woche in München im Domicile spielen. Aber zu den Bedingungen, die ich mit dir aushandle und nicht die, die dein Manager mit mir aushandeln will. Denn dann hab ich keine Chance. Und so haben das – also, ich will nicht sagen viele, aber doch *einige* gemacht. Die sind ja auch froh, wenn die Musiker mal eine Woche an einem Platz bleiben können. Wenn sie mal wieder die Klamotten herrichten können. Das ist für die ja auch gut, wenn sie mal eine Woche Luft haben und abends nur in den Club gehen müssen und spielen. Statt jeden Tag von Kopenhagen nach sonst wohin zu hetzen, statt nur in irgendeinem Zug unterwegs gewesen zu sein. Das war keine schöne Sache für die Musiker. Aber es war deren Job und sie mussten damit Geld verdienen. Und darüber ist sehr viel gelaufen.«

Und damit hat Ernst Knauff das eigentliche Erfolgsgeheimnis bereits preisgegeben. Denn das Einzigartige am Domicile war in der Tat, dass Ernst Knauff den Musikern die Möglichkeit gab, eine Woche en-suite spielen zu können.



Malcolm Pinson

© Foto Josef Werkmeister





EK: »Das ist ja der Fehler, den die in der Unterfahrt machen. Die haben einen Riesen-Act, große Klasse! – aber das nur für einen Tag. Und wenn dann am nächsten Tag in der Zeitung steht, dass es eine sehr gute Darbietung war, sind die Musiker bereits weg. Vollkommen falsch! Das hab ich denen schon vor ewigen Zeiten gesagt. Sonst kann man ja jeden Tag wechseln, aber nicht, wenn man so einen großen Act hat. Als ich einmal da war, war es brechend voll. Da waren Leute drin, das hätte für drei Tage gereicht. Aber jeden Tag ein anderes Programm – das ist ein Fehler.

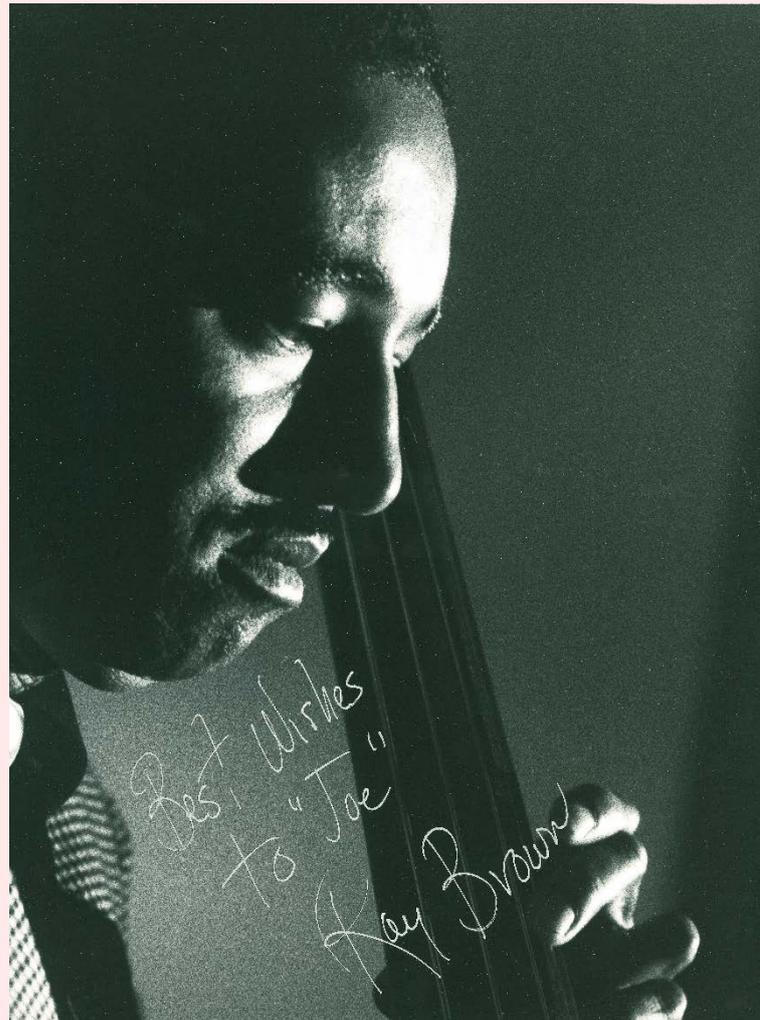
Deswegen ist natürlich auch das Verhältnis von einem Jazz-Club zur Presse wichtig. Man sollte das Verhältnis schon – zumindest begrenzt – pflegen. Also die Leute nicht bestechen oder irgendwas, aber nett, gut und aufmerksam behandeln.«

Das ist die Chance! Ich nutze die Steilvorlage und frage nach einem weiteren Kaffee. Kaffee gehört noch nicht in die Kategorie „Bestechung“, oder?

„Nett, gut, aufmerksam“ – ob da wohl auch ein paar Kekse im Freundlichkeitspaket enthalten sind? Ja, Ernst Knauffs Ehefrau, Christine, hat längst vorgesorgt. So wie sie überhaupt alle Fürsorge einer aufmerksamen Gastgeberin aufzeigt.

Gut, dass er Christine hat, denn Ernst Knauff gehört offensichtlich zu den Männern, bei denen allein die Frau den Tisch für das leibliche Wohl bereitet. Fair enough, Ernst Knauff beköstigt mich dafür mit geistiger Nahrung. Und wahrscheinlich hilft er ihr ja auch, sobald ich weg bin. Ich bin da guter Dinge, denn eigentlich ist er ein ausgesprochen höflicher Zeitgenosse.

Der Umgang mit Mitmenschen bringt mich auf meine nächste Frage. Es ist gar auffällig, dass Ernst Knauff auf gute Umgangsformen Wert legt. Seine zuvorkommenden Manieren zeugen von Respekt, aber auch vom Wissen um soziales Verhalten. Ernst Knauff weiß, wie man mit Menschen umgehen muss, wie man ihnen die nötige Wertschätzung entgegenbringt. Er hat aber auch andere Erfahrungen machen müssen.



Der US-amerikanische Bassist **Ray Brown** arbeitete in seiner langen erfolgreichen Karriere mit allen namhaften Jazz-Musikern und auch sämtlichen renommierten Komponisten zusammen.

© Foto Josef Werkmeister

Von 1947 bis 1953 war er mit Ella Fitzgerald verheiratet. Die beiden hatten sich im „Minton's Playhouse“ kennengelernt, einem Jazzclub in Harlem, New York. Der Saxofonist Henry Minton hatte den Club 1938 eröffnet, der von den renommiertesten Jazzmusikern mit Freude angenommen wurde. Denn Minton bot damit den Musikern eine Plattform, wo sich vor allem Jamsessions großer Beliebtheit erfreuten. Diese wiederum spielten Anfang der 1940er Jahre eine gewichtige Rolle bei der Entstehung des Bebop.

EK: »Als ich 1968 das erste Mal in New York war, da hab ich natürlich die Augen aufgemacht. Und ich habe gesehen, wie die Musiker dort miserabel behandelt wurden. Die wurden wirklich sehr schlecht behandelt! Hier drüben wurde gesagt, die würden da leben wie die Könige. Aber das war nicht die Realität! – Das wurde hier nur so verbreitet.





Wie hat mal eine Sängerin gesagt: „They treated us like shit“. Sie sang in einem relativ neu eröffneten, sehr angesehenen Club. Ich habe mich mit ihr darüber unterhalten. Da sie als Sängerin nicht genügend Jobs hatte, saß sie zusätzlich noch an der Kasse eines anderen Clubs. Daher kannte ich sie. Und als ich sie gefragt habe, betonte sie *immer wieder*: „They treated us like shit.“ Die Musiker haben es in den 60er und 70er Jahren sehr schwer gehabt – von der Zeit vorher kann ich ja nicht reden, da war ich noch nicht dort. Aber da ist es bestimmt nicht besser gewesen!

Ich habe Charlie Mingus mal in einem Club spielen sehen, in einer Besetzung mit weltberühmten Musikern! Und auch Charlie Mingus selbst hat wirklich Geschichte geschrieben! – Die haben dort vor fünf Leuten gespielt. Und zwei von den fünf Gästen waren der Joe Werkmeister und ich. In einem New Yorker Club! Das muss man sich vorstellen. Dann sind wir am nächsten Tag ins „Vanguard“ und da hat Bill Evans gespielt. Und da waren drei Leute drin – davon waren wieder zwei wir, also Joe und ich. Und ein weiterer saß ganz vorn. Also das waren ganz schlimme Zeiten für die Musiker, ganz schlimme Zeiten!«

Überhaupt ist Ernst Knauff relativ ernüchtert, was den Stellenwert von Kultur in den USA betrifft. Nun, wer innerhalb von 30 Jahren 70 Mal in Amerika war, darf sich auch eine Meinung dazu bilden. Und so ganz Unrecht hat er wohl auch nicht.

EK: »Erst recht, was die in den 30er Jahren erlebt haben – was ich da so aus den Büchern lese. Und das ist sowieso die einzige Kultur, die die Amerikaner haben: Jazz und Coca Cola. Wenn man ehrlich ist. Und die Jazz Musik, die kommt nicht mal von ihnen selbst, sondern die haben sie importiert aus Afrika und aus der Karibik.«

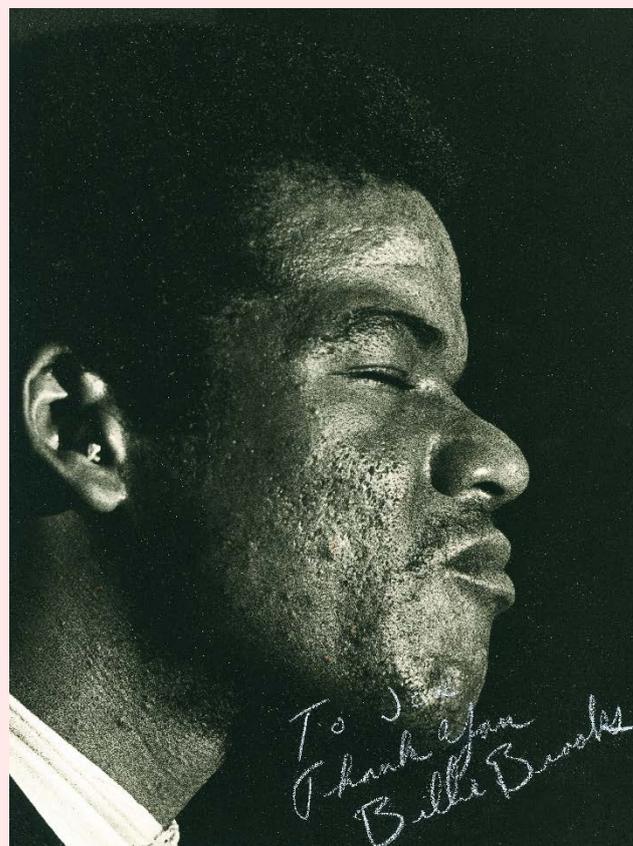
O.k., nun sind wir alle wieder auf dem Boden der Tatsachen gelandet. Daher weiter im Text, zurück in die heimatlichen Gefilde und hin zum Domicile.

JNT: »In Ihrer Position als Clubinhaber, wie beweglich dürfen wir Sie uns vorstellen? Gab es hinsichtlich des Programms im Domicile, gerade auch Inhalt und Länge betreffend, irgendwelche Vorgaben und wenn ja, wie flexibel mussten diese eingehalten werden? Oder waren es strikte Anweisungen?«

Hier redet Ernst Knauff nicht lange um den heißen Brei: »Das habe ich vorgeschrieben! No play, no pay! Und zwar nach meinen Vorgaben.«



© Foto Bobby Stern



Schlagzeuger Billy Brooks

© Foto Josef Werkmeister





Nun, Ernst Knauff geht da gleich einen Schritt weiter. Bezeichnet Abweichungen gar als »Starallüren«. Die er aber von vorne herein unterbunden hat.

EK: »Die hab ich denen gleich, in Anführungsstrichen, *abgewöhnt*.«

Wobei er im selben Atemzug betont, dass es sich um gegenseitige Respektsbekundung handelte, wenn man einander mit vernunftsbezogener Anständigkeit begegnet ist. Er wusste aber auch, wie exzentrisch viele Musiker sind und wollte diese Exzentrik nicht in der Arbeitsmoral ausgelebt wissen. Er bot den Musikern eine Bühne und wollte, dass sich die Künstler mit Bodenständigkeit darauf bewegten. Das funktionierte auch bestens. Zumindest was das professionelle Verhalten *auf der Bühne* betraf. Im Privaten, das heißt hinter den Kulissen, musste sich Ernst Knauff über so manches Hallodri-Verhalten ärgern. Obwohl Ernst Knauff daraus stets die Konsequenzen zu ziehen wusste, gab es immer einen, der noch das i-Tüpfelchen draufsetzte.



Der Spezialist für Scat Gesang, Willi Johanns, zog 1957 von Berlin nach München, wo er auch Design studierte. Neben seiner Leidenschaft für den Jazz Gesang, arbeitete Willi Johanns als Grafiker für das Goethe Institut. Zuvor war er auch eine Weile bei Rolf Kauka (dem Erfinder von „Fix und Foxi“, der sich selbst gerne als „deutschen Walt Disney“ bezeichnete), beschäftigt. Doch auch während seiner hauptberuflichen Tätigkeit als Grafiker arbeitete Willi Johanns als vielbeschäftigter Scat-Sänger mit etlichen hochrenommierten Musikern zusammen. Willi Johanns trat unzählige Male im Domicile auf, war aber auch mit dem Musiker Ernst Knauff gemeinsam auf Tournee, beispielsweise in Spanien und Portugal. Willi Johanns (Jahrgang 1934), der sich heute als „Fossil, das immer noch singt“ beschreibt, erfreut die Zuhörer auch über 80-jährig mit tragender Stimme, die nach wie vor wohltönend und kraftvoll den Raum erfüllt.

© Filmausschnitt Josef Werkmeister

Beispielsweise besaß Ernst Knauff im ersten Domicile in der Siegesstraße auch die oberen Räume über dem Lokal. Diese hatte er an Musiker vermietet, die sich die Räumlichkeiten als WG teilten. Wie darf man sich das vorstellen?

EK: »Da waren vier Zimmer, die waren alle eingerichtet. Also Fernseher stand keiner drin, war ja noch nicht so gebräuchlich, dass jeder Haushalt einen hatte. Aber sonst war alles da, was man so benötigt. Das war für die Musiker eine wahnsinnige Hilfe, dass sie da wohnen konnten.«

Dort oben gab es sogar einen Telefonanschluss (für damalige Verhältnisse keine Selbstverständlichkeit) und Ernst Knauff hatte für die Musiker den entsprechenden Apparat eingerichtet. Doch es dauerte nicht lange, da führten die Künstler teure Auslandsgespräche, die zur damaligen Zeit noch ein Vermögen kosteten und Knauff blieb am Ende des Monats auf horrenden Telefonabrechnungen sitzen. Ja, es gab eine Zeit vor Flatrate und Smartphone, da hatten die großen Telefongeräte noch lange Kabel, keine Tastatur, sondern Wählscheiben und ein Gespräch ins Ausland bescherte dem Inhaber relative Unsummen an Rechnungsbeträgen.

Konsequenterweise versah der geschäftstüchtige Clubbesitzer den Telefonapparat mit einem Schloss, so dass die Musiker zwar angerufen werden, aber aufgrund der Schlossvorrichtung nicht raustelefonieren konnten. Doch die Musiker waren nicht dumm. Ernst Knauff ist Pragmatiker, aber irgendwie hatte er nicht mit dem Einfallsreichtum der Künstler gerechnet.

EK: »Was haben die also gemacht?! Es war Hans Rettenbacher, der war aus Wien. Ich hatte so ein kleines Schloss am Telefon angebracht. Da hat der Rettenbacher die Vorrichtung mit einer Feile abgesägt, so dass die Musiker das Schloss rausnehmen konnten. Dann konnten sie natürlich auch rausrufen. Und wenn sie fertig telefoniert hatten, haben sie das Schloss wieder provisorisch reingeschoben. Bis ich plötzlich eine Rechnung über ein paar Hundert DM bekam. Da hab ich mich gefragt: Wie geht





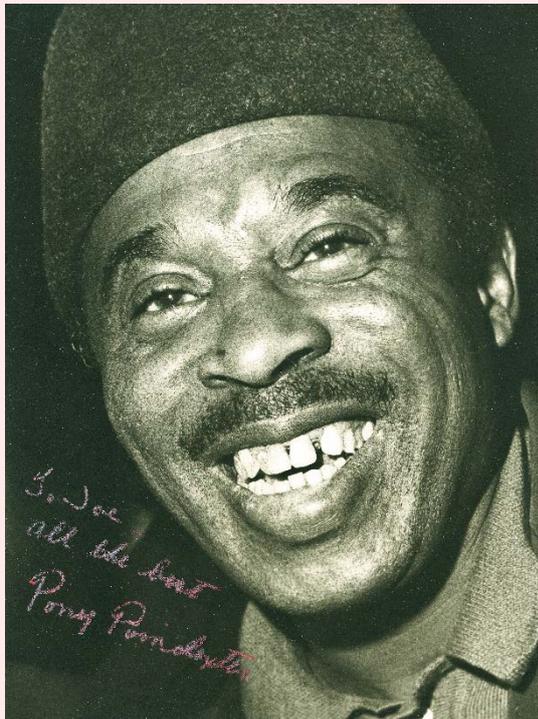
denn das? Das da oben war ein getrennter Anschluss. Gott sei Dank kein doppelter, sondern ein eigenständiger Zweigan-schluss. Ja, dann hatte sich das mit dem Telefon auch erledigt. Ich hab ihm dann keine Gage bezahlt, aber die Rechnung war damit nicht gedeckt.«

Das war natürlich kein Grund für Ernst Knauff, die bewährte Einrichtung, Musikern nicht nur eine Bühne, sondern auch ein Zu-hause anzubieten, zu beenden. Obgleich diese Ergänzung immer wieder für so man-ches Ärgernis gesorgt hatte, hielt er lange Zeit daran fest.



Joe Haider

© Filmausschnitt Josef Werkmeister



Norwood „Pony“ Poindexter

© Foto: Josef Werkmeister

EK: »Da hat es öfter schönes Theater ge-geben.«

Künstler leben nicht selten in ihrer eigenen Welt. Sie leben für ihre Kunst, achten dabei aber nicht zu sehr darauf, dass soziales Miteinander *gewöhnlich* auch bestimmten Regeln oder Verhaltensnormen unterworfen ist. Na ja, man möchte sich schließlich auch nicht dem Gewöhnlichen unterwerfen. Da passiert es dann schon mal, dass das Fazit, nichts könne einen aufhalten in das Motto mündet: „was kostet die Welt und nach mir die Sintflut“. Doch was der mitunter unbekümmerte „laissez-faire“-Lebensstil für Konsequenzen nach sich ziehen kann, mussten die Musiker denn auch am eigenen Leib erfahren.

Denn irgendwann hatten die Musiker ein Register zu viel gezogen, waren über die Grenzen des Akzeptierbaren hinausgegan-gen. Ernst Knauff ist mit reichlich Verständ-nis ausgerüstet, doch er hat ebenso reich-haltige Prinzipien und so lief das Fass eines Tages über.

EK: »Wir hatten ja Franzosen, Belgier, Hol-länder und so weiter und eben auch Deut-sche da. Unter anderem Joachim Kühn, den Free Jazz Pianisten, inzwischen welt-berühmt. Er spielte mit etlichen Franzosen wie zum Beispiel Jacques Thollot und Pierre Michelot. Die spielten damals schon ... – nicht Free, aber „angefreeten“ Jazz im Domicile. So ein bisschen cha..., ich will nicht sagen chaotisch, das ist mir zu abmin-dernd, aber nicht für jeden zugänglich. An-schließend, also nach dem Domicile gingen die immer in den „Alten Simpl“, in der Tür-kenstraße. Das war so ein Lokal, das bis vier Uhr geöffnet hatte.

Und das waren dann die letzten Musiker, die oben über dem Domicile wohnten. Denn eines Tages kam ich ins Domicile, so gegen halb 11 Uhr, da war gerade die Putz-frau da und die sagte: „Also, Ernst, nun pass einmal auf, das mach ich nicht mehr mit!“ Ich fragte: „Was ist los?“ Sie antwor-tete: „Geh mal mit rauf in den ersten Stock.“ Sie hat außer dem Lokal natürlich auch die Musikerwohnung geputzt. Und dann sind wir da rauf marschiert und ich sah, was los





war. Die ganze Wohnung war voller verbrannter Papierschnipsel. Ich fragte, wie das sein kann: „Wo kommt denn das her?“ Da hatte vorher ein Musiker aus Berlin gewohnt. Der hat einen MG gefahren und hatte seine Sommerreifen während des Winters da oben in der Wohnung deponiert. Die Musiker haben ja immer alles liegen gelassen. Ob das Bücher, Zeitschriften oder Hemden waren, einfach alles. Es lag da rum. Und dann waren die Herren zu faul, das Öl aus dem Keller zu holen, um es in den Heizofen zu tun. Es war ein Ölofen. Damals gab es ja keine Zentralheizung. Also

weil es im Winter so kalt war und weil sie zu faul waren, das Öl zu holen, haben die im Rausch oder auch nicht im Rausch, ganz egal, die vier Reifen aufeinander gelegt, haben alle liegengelassenen Zeitungen dazwischen gestopft und haben das angezündet.«

Das war er also, der Tropfen oder in dem Fall der heftige Niederschlag, der das Fass zum Überlaufen brachte.

EK: »Dann haben wir die Wohnung aufgelöst. Wir haben sie alle rausgeschmissen. Und dann gab's das nicht mehr.«

Oben: Benny Bailey, unten: Charlie Campbell © Filmausschnitte Josef Werkmeister





Hans Koller

© Foto Josef Werkmeister

Ende der Ära Wohnungsvermietung. Natürlich schade, denn es war ungemein praktisch, wenn man vom Arbeitsplatz aus nur eine Etage höher gehen musste und dort seinen Wohnsitz hatte. Das Privileg, sich über dem Domicile einnisten zu können, hatte sich damit im wahrsten Sinne des Wortes in Rauch aufgelöst.

Zum Thema „Anzünden und Brennen“ gibt es aber noch eine weitere Geschichte, die, man mag es kaum glauben, letztere an Dramatik gar noch übertrifft.

EK: »1965 hab ich das Domicile aufgemacht. Am 1. Mai – da hab ich mir einen guten Termin ausgesucht. [Ernst Knauff sagt das mit einem Augenzwinkern].

Und zwei Jahre später, auch im Mai, allerdings Mitte Mai, ist das Domicile abgebrannt. Durch einen Schwelbrand. Ein Schwelbrand ausgelöst durch eine Zigarette. Der „Brandstifter“ war Hartwig Bartz, der ehemalige Schlagzeuger von Albert Mangelsdorff. Hartwig Bartz arbeitete über mehrere Jahre bei mir im Domicile, zusammen mit Joe Haider und Pony Poindexter, Olaf Kübler und Alexander von Schlippenbach. Auf jeden Fall hatten wir Probleme wegen der Lautstärke. Klar! Jazz Musik in einem Wohnhaus.

Und da hatte ich einen schwerwiegenden Fehler begangen. Das Podium war über

mehrere Balken fest mit der Wand verbunden. Die Balken waren hinten in die Mauer eingelassen. Und wenn der Schlagzeuger auf dem Podium sitzend da rumgetrommelt oder generell die Musik gespielt hat, so ist das in die Wände reingegangen. Die Vibrationen, der Schall – alles ungefiltert in die Mauer. Dieser sogenannte Körperschall, der geht in einen Festkörper, die Wand und wird dann oben im 4. Stock wieder frei. Der Schall ist oben im 4. Stock wieder hörbar, als wenn man direkt daneben stehen würde. Und den Fehler dieser Konstruktion hab ich gemacht, also das Podium über Balken zu festigen, die hinten in die Mauer eingelassen waren. Dazu kam, dass das ganze Haus irgendwie wellig war. Wir mussten also Maßnahmen ergreifen, damit das korrigiert wurde. Daher haben wir das Podium aus der Wand rausgezogen, damit keine direkte Verbindung mehr bestand. Und dann war's besser, zumindest was die Dämmung betraf. Dann haben wir das Podium auf Gummifüße gestellt und so die Vibrationen gedämpft – hat nicht viel genutzt, aber doch ein bisschen. Nachdem wir die Balken also aus der Mauer gezogen hatten, blieb hinten an der Stelle natürlich so ein schmaler Schlitz, der sich die Wand entlang zog. Und jetzt saß der [Hartwig] Bartz hinten – der Schlagzeuger sitzt ja meistens hinten – und der war Kettenraucher. Ich seh ihn noch, wie er eine Roth-Händle nach der anderen anzündet. Er spielte mit einer Hand weiter, während er hinten an der Wand die Zigaretten ausdrückte. Im Laufe der Zeit hatte sich hinten in dem Schlitz allerlei angesammelt. Von Bierdeckeln über Zigaretenschachteln, alles Mögliche war da reingestopft worden. Ich hatte eine sehr gute Putzfrau, aber da in den schmalen Schlitz kam sie nicht rein. Der Drummer saß direkt davor, hat da immer seine Zigaretten entsorgt und so ist der Schwelbrand entstanden.«

Auch wenn Ernst Knauff den Schlagzeuger Hartwig Bartz hier lapidar als »Brandstifter« bezeichnet, war das natürlich kein absichtliches Unterfangen. Dennoch nahm Bartz' Karriere ein sehr tragisches Ende mit weitreichenderen Folgen, als „nur“ einem abgebrannten Jazz Club. Hartwig Bartz war





nicht nur Zigaretten-abhängig, sondern mittlerweile auch schwer drogensüchtig. Bis 1969 hatte er im Domicile gearbeitet. Nur zwei Jahre später musste Hartwig Bartz für 18 Jahre in die geschlossene Psychiatrie, nachdem er unter nie geklärten Umständen seine Ehefrau erschlagen hatte. Er wurde 1989 aus der Psychiatrie entlassen, war aber danach nicht mehr in der Lage, seinen Beruf auszuüben.

Mit dieser Kenntnis erscheint die vermeintliche Brandstiftung als Kleinigkeit. Gesichert ist in jedem Fall, dass das Feuer alles andere als Absicht war, das ist einfach unglücklich gelaufen. In meiner Unwissenheit schlussfolgerte ich, dass die Tatsache, dass das Domicile komplett abgebrannt ist auch die Ursache für den Umzug in die Leopoldstraße war. Doch Ernst Knauff belehrt mich umgehend eines Besseren. Logisch, ich hätte einfach nur mal auf die Jahreszahlen gucken müssen ...

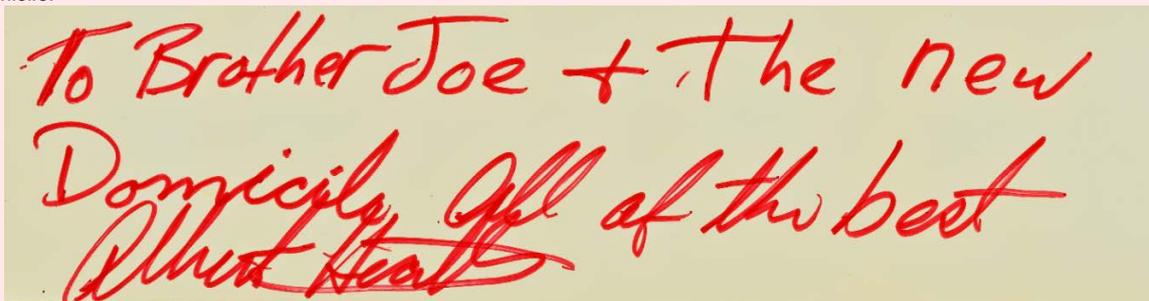
EK: »Nein, dass der Laden abgebrannt ist, hat *nichts* mit dem Umzug zu tun. Das war 1967 und ich bin 1976 auf die Leopoldstraße umgezogen.«

Bei der stilbewussten Einrichtung beider Clubs stand ihm sein guter Freund, Josef Werkmeister zur Seite, der nicht nur mit fotografischem Auge beriet, sondern auch die

Bilder im Papierformat dazu lieferte. Überhaupt spielte Sepp Werkmeister eine besondere Rolle, als es galt, dem Clubbesitzer neue Bild- und Blickwinkel zu eröffnen. Und da war nicht nur der Blick durchs Kameraobjektiv gefragt. Denn Sepp Werkmeister machte Ernst Knauff klar, dass er in seiner persönlichen „Brennweite“ expandieren muss. Es galt, selbst nach Amerika zu reisen, um Musiker vor Ort zu akquirieren. Und so war es tatsächlich Josef Werkmeister, der Ernst Knauff von der Notwendigkeit einer Reise nach Amerika überzeugte. Es war die erste und es sollten 69 weitere Reisen in die Staaten folgen.

EK: »Ja, der Joe hat mich dazu überredet. Er hat immer gesagt: du musst nach New York! Von Amerika war da noch nicht die Rede. Aber dann haben wir doch die gesamten Staaten bereist. Drei Wochen lang. Gemeinsam waren wir dann vielleicht noch vier oder fünf Mal in Amerika. Mit ihm zusammen war es immer ein sehr angenehmes Reisen, obwohl wir im Grunde genommen eigentlich sehr unterschiedliche Typen sind. Er ist ein rein optischer Mensch und ich hab immer gesagt, ich leb sehr mit den Ohren. Ich bin also rein vom Hören her orientiert. Dadurch sind wir uns nie im Wege gestanden, haben aber dennoch das gemeinsame Interesse, den Jazz gehabt.«

Auch Albert „Tootie“ Heath sandte seinem Freund Josef Werkmeister eine Nachricht und gratulierte zur Eröffnung des neuen Domicile.



Josef Werkmeister, der beim ersten Teil des Interviews anwesend ist – insgesamt fanden zwei lange Gesprächstage statt – blickt selbstzufrieden auf seinen alten Kumpel. Es fällt dem Fotografen sichtlich schwer, sich verbal zurückzuhalten und einfach mal etwas unkommentiert zu lassen. Natürlich nimmt er die Wertschätzung

mit Genugtuung entgegen, aber man hat bei Josef Werkmeister immer das Gefühl, es dürft' noch ein Quäntchen mehr Lob sein.

„Eins geht noch“, wie der Bayer regelmäßig konstatiert.

Natürlich reagiert Ernst Knauff umgehend auf die unausgesprochene Aufforderung.





Ernst Knauff und Josef Werkmeister bei einer Las Vegas-Show mit Barbra Streisand (damals noch Barbara Streisand)

EK: »Klar! Wir verstehen uns wunderbar und haben zusammen auch wirklich sehr schöne Reisen gemacht.«

Und da Sepp Werkmeister sich *immer leidenschaftlich* für das Domicile engagiert hat und auch heute noch dessen einzigartige Bedeutung hervorhebt, unterstreicht Ernst Knauff abermals Werkmeisters Beitrag zur eleganten Milieumatmosphäre.

EK: »Am optischen Ambiente in beiden Domicile Clubs hat Joe wesentlich mitgewirkt, hat das Ganze geprägt. Ich habe ihn aber auch immer gefragt. Ich habe gesagt: „Joe, pass mal auf, hier im Domicile, wie denkst du darüber?“ Wir haben uns ja erst im Domicile kennengelernt, aber schon im Domicile in der Siegesstraße. Und dort hat er mir ja auch die Gestaltung gemacht. Er hat da natürlich immer seine Musiker gesehen. Da oben hingen erst Spielkarten drüber. Joe sagte: „Die Spielkarten interessieren nicht, da müssen Musiker hängen!“ Da hab ich ihm freie Hand gelassen und geantwortet: „Bitte, mach was du willst!“ Ich hab selbstverständlich alles mitgespielt, was er gemacht hat, hab alles bezahlt. Es musste na-

türlich preiswert sein, weil es ja seine Ambition war. Und wie ich dann aus der Siegesstraße auf die Leopoldstraße gezogen bin, am 12. Januar 1976, hab ich ihn vorher angerufen. Wir haben uns vorher getroffen und ich hab zu ihm gesagt: „Pass mal auf, ich zieh jetzt um auf die Leopoldstraße mit 4 Uhr Konzession.“ In der Siegesstraße war ja nur 1 Uhr Konzession. Und natürlich war dort alles noch ein bisschen größer und übersichtlicher. Im Oktober haben wir dann den Laden für zwei Monate zugemacht, um das Lokal neu zu planen. Also sagte ich zu Joe: „Komm, guck dir das an und dann machst du deine Vorschläge“.

Und so hat er das Optische in beiden Domicile Clubs schon maßgeblich mitgestaltet.« Ernst Knauff schätzt Josef Werkmeisters Qualitäten ebenso wie seine Einstellung. Allerdings betont er auch, dass beide Charaktere nicht unterschiedlicher sein könnten. Trotzdem scheinen sie sich optimal ergänzt zu haben. Wie beschreibt Ernst Knauff das Phänomen des Komplettierens durch Gegensätzlichkeit? Wo „menschelt“ es da am meisten?





EK: »Joe macht vieles auch im Interesse der Sache. Aber dann möchte er sich natürlich auch selbst darstellen. Im Gegensatz zu mir, denn ich bin ja mehr ... – ich will nicht sagen „introvertiert“, aber für mich kam es immer zuerst auf die Musik an. Der Joe Werkmeister ist natürlich schon eher extrovertiert. Er ist ja auch sehr fantasiebegabt. Und wie er manchmal Geschichten ausschmückt. Ich mein, ich bin ja dabei gewesen bin. Da denk ich mir dann nur: nein, so war's nicht! Das soll ihn aber in keiner Weise abmindern. Er ist halt so. Das ist auch keine Alterssache. Er war *immer* sehr fantasievoll, auch schon vor 40 Jahren. Er

hat schon immer eine rege Fantasie gehabt. Er hat auch schon vor 20 Jahren Geschichten erzählt, die wir zusammen erlebt haben, so ausschweifend, dass ich mich gefragt habe: ist das überhaupt noch die Geschichte, die wir erlebt haben? Tja, ist halt so.

Aber ich meine, gerade weil wir im Grunde genommen so konträr sind, bis auf die eine Sache, wo wir beide dasselbe Interesse hatten, vielleicht haben wir uns deswegen immer so gut verstanden. Gegensätze ziehen sich an! Das war immer schon so.«



Albert „Tootie“ Heath

© Foto Josef Werkmeister





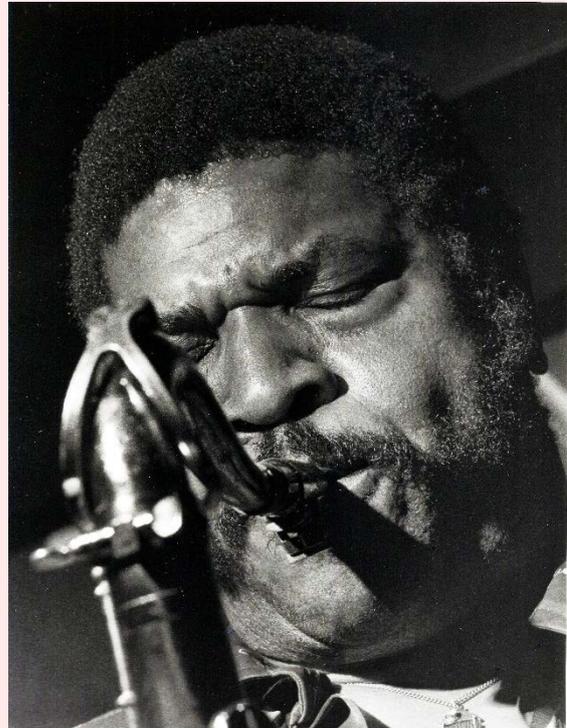
JNT: »Der Wechsel von der Siegesstraße in die Leopoldstraße fand also in erster Linie aus zwei Gründen statt: zum einen ob der größeren Räumlichkeit und zum anderen ob der Sperrstunde, oder?!«

EK: »Hauptsächlich wegen der Sperrstunde! In den 60er Jahren hatte Otto Waldmann auf der Leopoldstraße ein Schwabinger Lokal, das er 1972 in „Subway“ umbenannte, weil da gerade die U-Bahn gebaut worden war. Das „Subway“ lief sich irgendwann nach ein paar Jahren tot. Dann hat er es wieder umbenannt: „Schwabinger so-und-so“. Lief auch nicht. Und dann ist ihm zu Ohren gekommen, dass es da in der Siegesstraße einen Verrückten gibt, das war der Ernst Knauff, der dort ein brechend volles Lokal hatte. Alle meine Läden waren vom ersten Tag an brechend voll – ALLE! Also saß Otto Waldmann eines Tages bei mir im Domicile und bot mir an, ich könnte da rüber wechseln, als sein Partner. Für 300.000,- DM. Ich hab mir das angeschaut, obwohl ich das Lokal ja *kannte!* Ich bin da oft genug drin gewesen und hab dort auch mal in Aushilfe als Amateur gespielt. Aber ich war natürlich hellauf begeistert – vier Uhr Polizeistunde! Die ein Uhr Sperrstunde war immer ein großes Ärgernis. Ein Uhr, wenn's grad so richtig losging – Ende! Das würde jetzt vorbei sein. Man konnte bis vier Uhr auflassen ohne Ärger zu haben. Ich hab mir das also angeguckt und dann haben wir ein bisschen über Bedingungen gesprochen. Der Anlass für den Umzug war natürlich auch, dass es übersichtlicher war. Aber in erster Linie war es die Polizeistunde bis vier Uhr. Damals war das eine ganz große Sache. Auf der Leopoldstraße als Hauptverkehrsstraße hatten die Lokale bis vier Uhr offen und in den Nebenstraßen musste man um ein Uhr schließen. Das war der Grund.«

JNT: »Ich hatte bislang angenommen, das Lokal hätte eine Sondergenehmigung gehabt, erfahre aber nun, dass Lokale auf der Hauptverkehrsstraße generell mit der vier Uhr Konzession bedacht waren.«

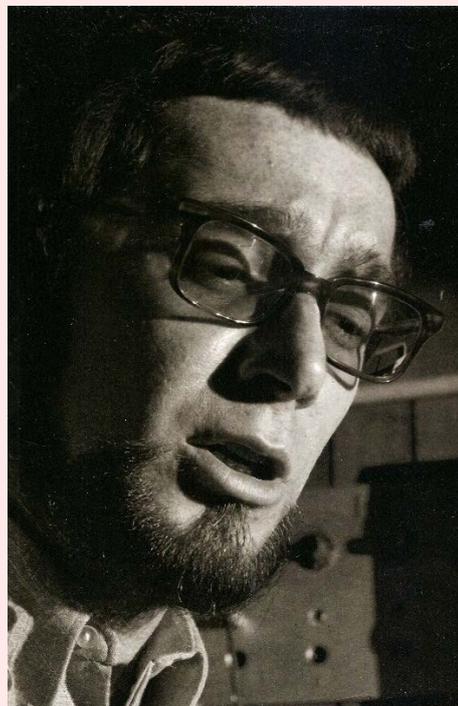
EK: »Richtig! Übrigens gab es auch in der Innenstadt Lokale bis vier Uhr. So hat das

dann gepasst. Es war im Sommer, als Otto Waldmann bei mir in der Siegesstraße war. Im Oktober haben wir dann umgebaut. Und am 12. Januar 1976, nach knapp elf Jahren Domicile in der Siegesstraße, auf der Leopoldstraße neu eröffnet.«



George Coleman

© Fotos Josef Werkmeister



Cees See war der erste Jazz Schlagzeuger, der in seiner Heimat Niederlande an einem Konservatorium lehrte.





Ernst Knauff soll bei dieser Gelegenheit kundgetan haben: „Wenn's nicht klappt, bin ich halt in einem Monat pleite – macht auch nichts.“ Ich will von ihm wissen, ob dies tatsächlich zu der Zeit seine Worte waren bzw. ob die Aussage nur so daher gesagt war oder in der Tat seiner inneren Einstellung entsprach.

EK: »Das würde zu mir passen. Aber ob ich das wirklich gesagt habe, weiß ich heute nicht mehr. Man muss natürlich wissen, dass ich da keinerlei Existenzängste hatte. Denn ich hatte ja immer schon einen ausgeprägten Unternehmergeist. Mir war klar, im Falle eines Misserfolges würde mir schon was einfallen.«

Als gewiefter Geschäftsmann hatte er also Plan A und stets Plan B parat. Konkret hieß das bei ihm, er war sich sicher, dass er sich auf seinen Geschäftssinn verlassen konnte. Ein Scheitern des Vorhabens würde bei ihm automatisch eine Alternativlösung hervorrufen, um die Verluste aufzufangen. Ernst Knauff kann seit jeher auf seine wirtschaftliche Geistesgegenwart bauen. Und im Vordergrund stand eine einzige Motivation. Die lautete, dem Jazz in München weiterhin eine Bühne zu gewährleisten.



Roman Schwaller © Foto Josef Werkmeister

EK: »Es ging darum, dass Live Musik in Schwabing weiter existieren sollte. Die Entwicklung, die ich nicht vorausgesehen habe, war, dass sich alles so elektronisch gestaltet. Zu der Zeit war Bebop meine Ambition. Als wir nach dem Krieg auf Partys Dixieland gespielt haben, da haben

die Leute Slow Fox oder Walzer verlangt. Sie haben ja damals nichts anderes gekannt. Und als wir dann Dixieland gespielt haben, das war zu jener Zeit für die Leute schon „extreme Musik“. So war's halt nach dem Krieg. Es wurde ja alles von uns ferngehalten. Das war auch für die Musiker damals nicht leicht, weil es keinerlei Material gab. Es gab keine Noten, es gab nichts. Wir haben die Sachen runterkopierte aus dem Radio. Ich kam, wie gesagt, aus Aachen, da gab es nur den BFN [British Forces Network]. Und das war eigentlich der Grund, warum ich nach München gegangen bin. Weil hier der AFN [American Forces Network] war. An und für sich wollte ich nach Berlin, weil mir das von der Mentalität her sehr gepasst hätte. Mitte der 50er Jahre. Aber da gab's die Korea-Kriege und mir war das einfach politisch zu gefährlich. Man wusste nicht, ob der nächste Krieg vor der Tür stand. Da hab ich, eigentlich meiner Mutter zuliebe, auf Berlin verzichtet und bin stattdessen nach München gegangen. Obwohl sie sich auch da gegen mit Händen und Füßen gewehrt hat, weil ich damals in Köln Jura studiert habe. Da war ich nah an Aachen dran, 60 km. Aber der AFN – das war der Grund, warum ich nach München gegangen bin.«



Salvatore „Sal“ Nistico

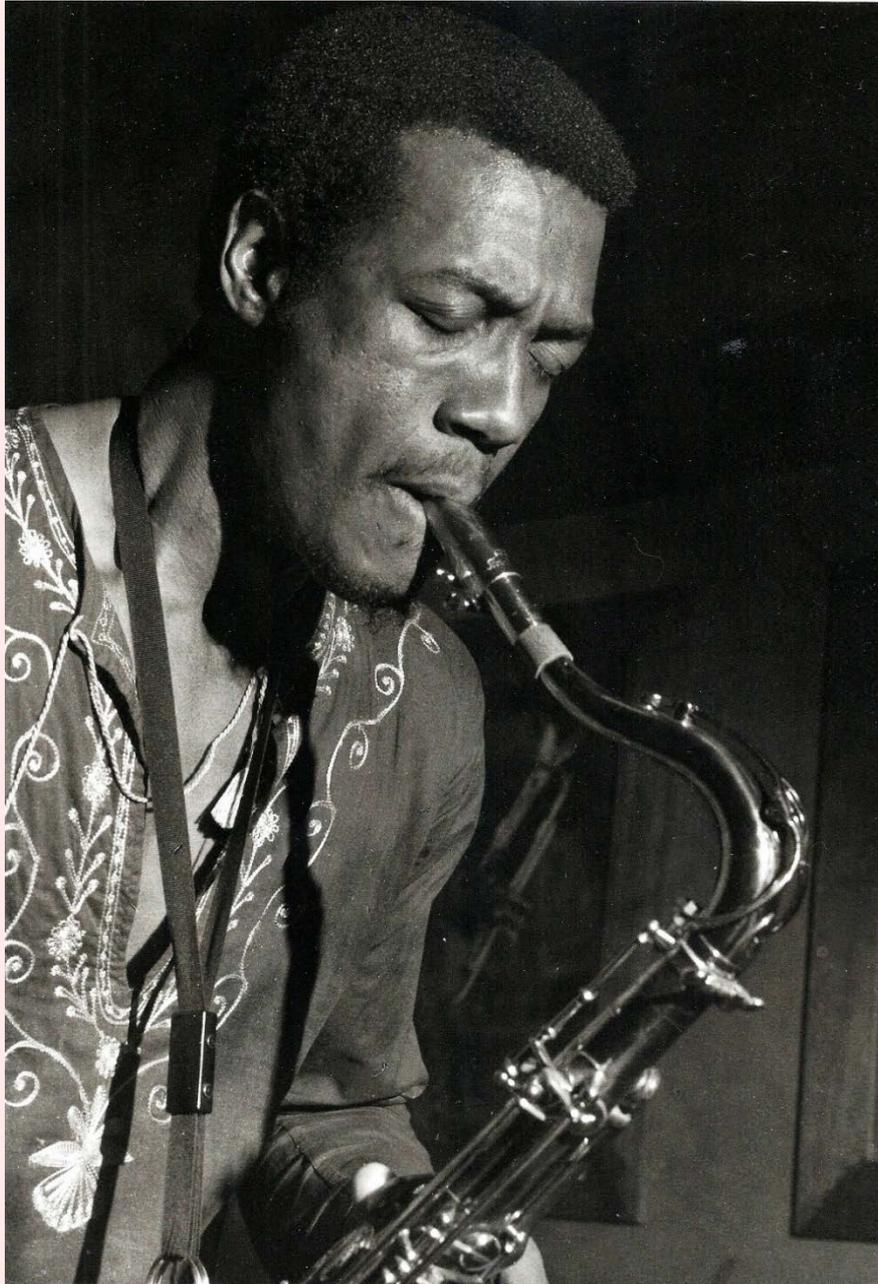
© Foto Josef Werkmeister





EK: »Ein Freund von mir, der ein Jahr vor mir Abitur gemacht hatte, war nach München gegangen und hatte Maschinenbau studiert. Und der kam immer in den Semesterferien nach Aachen und sagte: „Mensch, komm doch runter. München ist 'ne tolle Stadt.“ Inzwischen war er Fabrikant, hat auch ein bisschen Gitarre gespielt. Und der hat mich immer nach München gelockt.

Also hab ich mir gesagt: jetzt gehst du da runter, dahin, wo die Musik läuft. Und dann bin ich ab nach München. Bei uns gab's ja nur die Duddel-Musik von BFN. So kam ich nach München, das war der Grund! Und nachdem ich mich ortskundig gemacht hatte, ging es immer mehr Richtung Altschwabing.«



John Gilmore war sowohl ein Meister des Saxofons als auch der Klarinette. Mit spielerischer Leichtigkeit gelangen ihm die neuartigsten Effekte, so dass er lange vor der Ära des Free Jazz bereits zu den Pionieren dieser modernen Stilrichtung zählte.

© Foto Josef Werkmeister





JNT: »Ursprünglich haben Sie also Jura studiert. Wieso haben Sie das fallengelassen?«

EK: »Ich habe Jura studiert, habe alle Scheine zum ersten Staatsexamen gemacht. Und dann kam mir zu Ohren, dass, wenn man das erste Staatsexamen macht, man während der Referendarzeit beim Staat angestellt sein muss. Da hab ich gedacht: das kommt für mich nie in Frage! Damit war's das. Deswegen habe ich kein Examen gemacht. Und was soll ich auch damit?«

JNT: »Dennoch haben Sie sich durch Ihr Jura Studium doch sehr viel brauchbares Wissen angeeignet. Ich finde, die juristischen Kenntnisse waren später in vielerlei Hinsicht von großem Nutzen, finden Sie nicht? Immerhin brauchten Sie keine fachliche Beratung in juristischen Sachverhalten, in die andere ein Vermögen stecken, um einigermaßen Aufklärung zu erhalten.«

EK: »Ja, das stimmt. Das hat sehr viel geholfen. Weil ich alle meine Verträge selbst gemacht habe.«

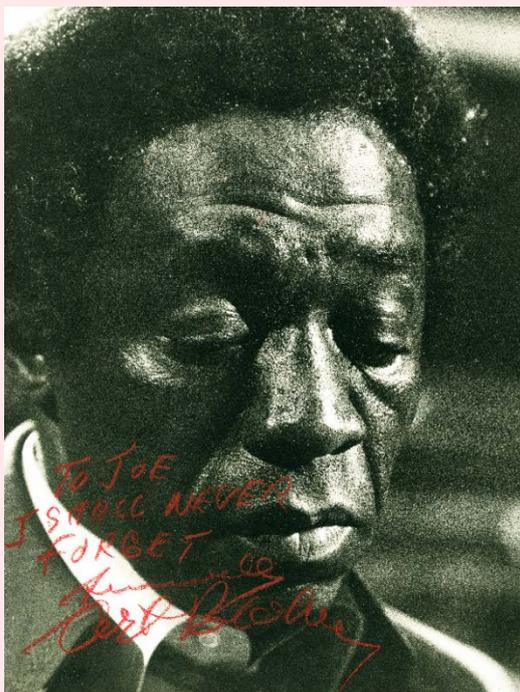
Wie wir jedoch vernehmen konnten, galt seine eigentliche Passion nicht dem Jura Studium, sondern der Jazz Musik. Außer, dass er sie leidenschaftlich gern hörte, griff Ernst Knauff auch selbst gern mal zum Instrument.

In der nächsten Hausnummer erfahren wir mehr über Ernst Knauffs künstlerische Qualitäten, aber auch über seine Amerika-Reisen und sein Faible fürs Spielen. Zudem berichten wir in unserer Retroschau über die Münchner Kultszene allgemein respektive darüber, was sich musikalisch so alles abspielte im ehemals renommiertesten Jazzclub Münchens, dem *Domicile*.

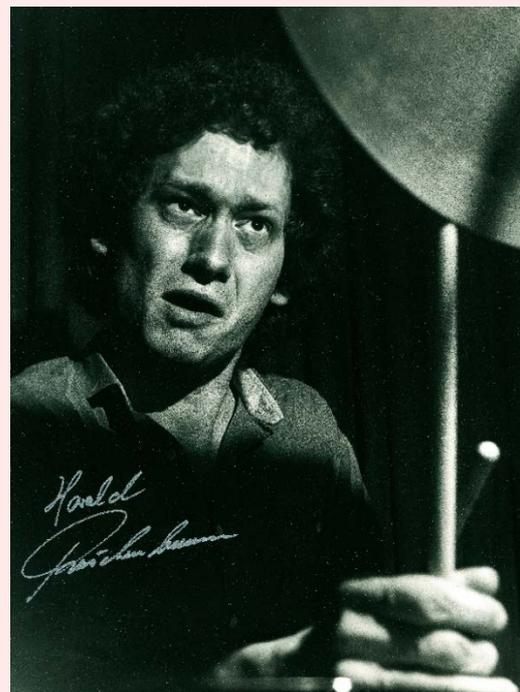
Abermals möchte ich mich bei Bobby Stern bedanken, der mir immer wieder beratend sowie fototechnisch zur Seite steht und sich auch hier die Mühe gemacht hat, einige Ausschnitte aus einem der Filme von Josef Werkmeister aufzuarbeiten. Bobby Stern, der einst die Gruppe „Head, Heart & Hands“ formierte, trat viele Jahre im Domicile auf, gehörte auch zu den Glücklichen, die sich über dem Club einmieten konnten. Bobby hat viel zu erzählen, unter anderem über seine Band „Head, Heart & Hands“, vor allem aber über seine Zeit im Domicile. Die Erfahrungen, die Begegnungen, die Musik – Bobby Stern bringt uns all dies in den nächsten Hausnummern näher. Einen kleinen Vorgeschmack erhalten Sie in der nächsten Etage.

© Text Julie Nezami-Tavi

© Fotos (außer anders gekennzeichnet) Josef Werkmeister



Art Blakey



Harald Rüschenbaum

© Fotos Josef Werkmeister



Bobby Stern ist Saxofonist, Jazzspieler, Pädagoge und Endorser von Bari Woodwinds und Brancher-France Saxophones



© Foto Julie Nezami-Tavi

Wolfgang Dauner wurde 2016 als einer „der vielseitigsten Jazzpianisten und -keyboarder unserer Zeit“ mit einem Sonderpreis des JAZZPREIS BADEN WÜRTTEMBERG für sein Lebenswerk geehrt. Für seinen langjährigen Weggefährten Bobby Stern war es Ehrensache beim Preisträgerkonzert in Stuttgart mitzuwirken.

Bis heute habe ich fast vierzig Bücher verfasst – maßgefertigt zugeschnitten auf improvisierende Musiker aller Levels – darunter "The Melodic Minor Handbook: A Jazz Player's Perspective" (Herausgeber Jamey Aebersold Jazz), sowie eine wachsende Anzahl von selbstveröffentlichten eBooks, alle direkt auf **bobbysternjazz.com** verfügbar. Schauen Sie sich meine aktuelle Bibliothek an!

Im Laufe der Jahre, in denen ich studiert und unterrichtet habe, ebenso wie ich innerhalb einer breiten Vielfalt unterschiedlicher musikalischer Kontexte weltweit aufgetreten bin, habe ich erkannt, dass je mehr Wissen und Einsichten man ansammelt, desto offensichtlicher wird es, dass es ein endlos expandierendes Universum ist. Was bedeutet, dass es immer noch **so viel mehr zu entdecken und zu lernen gibt**; und, dass **wir alle Schüler sind**, ungeachtet unserer gegenwärtigen Fähigkeiten und unseres Bewusstseins. Es hört nie auf und für mich ist das **sehr aufregend!**

Seit der Einführung im Jahr 2012 bietet **bobbysternjazz.com** hauptsächlich die Entwicklung eines natürlichen Fokus auf die theoretischen und praktischen Aspekte der Jazzimprovisation, da dies schon immer eine Leidenschaft von mir war. Während ich immer weiter gewachsen bin und neue Konzepte für mich entdeckte, konnte ich diese Ideen in Form von Blog-Posts, meist begleitet von kostenlosen PDF-Downloads, sowie in Buchform teilen.

Da online bereits eine Fülle an Informationen vom grundlegenden Typ "Improv 101" verfügbar ist, ist es mein Wunsch, dass diese Website weiterhin eine informative und unterhaltsame Ressource für alle bietet, die ihre musikalischen Konzepte – wie ich – auf die ewige nächste Stufe der Entwicklung bringen möchten.

© Text Bobby Stern





Seine persönliche Geschichte mit Sonny Stitt erzählt uns Bobby Stern in Kürze. Vorab schon mal einige Fotos mit freundlicher Genehmigung von Tim Davies.

Bobby Stern: »Die Fotos beschreiben Sonny Stitt charakteristisch recht gut. Sie wurden während seines Engagements im Domicile in München im späten Frühjahr oder Sommer 1980 aufgenommen, anscheinend in einer anderen Nacht [...]. Gleicher Barhocker, gleiches Mikrofon, ... gleiches Schallstück.« Was es damit auf sich hat, erfahren Sie demnächst auf demselben Boulevard, jedoch in einer anderen Hausnummer.



»Here's lookin' thru ya, kid!«



»Stittasonic.... «



»1980 – Live at the Domicile, Munich, Germany«

© Fotos Tim Davies
© Text Bobby Stern





Nach unserer Retro-Reise noch ein Blick in die Münchner **Jazz**-Gegenwart. Na ja, *fast* Gegenwart. Denn es ist nun doch schon wieder einige Jahre her, dass Jazz-Expertin **Hilde Gotsmich** sich in der Münchner Kulturszene umgesehen hat.

Das Problem ist nicht, dass keine hochkarätigen Jazz-Konzerte mehr stattfinden würden. Doch, davon gibt es einige. Immer noch finden sich Weltstars in München ein. Doch sie bleiben halt nur eine Nacht. Während sich die internationalen Jazz-Größen im Domicile die ganze Woche ausleben konnten, ist es mittlerweile nach einem einzelnen Abend vorbei. Und während man in der Fachpresse nachlesen kann, wie fantastisch die Performance war, sind die Musiker bereits lange schon auf dem Weg in die nächste Kulturmetropole.

Fotos mit freundlicher Genehmigung von Hilde Gotsmich (Archiv)



Hilde Gotsmich mit Gregory Porter ...



... und Bob Hund, Trompeter und Arrangeur der Chris Barber Band



Hilde Gotsmich trifft Chick Corea, der 2019 in München sein „Spanisches Herz“ präsentierte.



Mit von der „Spanish-Heart“-Partie: Flamenco Tanzstar Nino de los Reyes © Fotos Archiv Mathilde Gotsmich



„Der belesene Denker“
in verschiedenen Variationen
© Julie Nezami-Tavi



www.theaterboulevard.de



In Hausnummer 1 haben wir u.a. die aufgeweckten
Kinder-Darsteller aus DOWNTON ABBEY besucht

Wer auch im
Schwesternmagazin
schmökern möchte ...
In der aktuellen
Sonderausgabe des
AnDante
Kulturmagazins
präsentieren wir die
einzigartige
KATHARINE
MEHRLING ...



Auf dem
TheaterBoulevard



Das Kulturmagazin



www.theaterboulevard.de

Hausnummer 1

Downton Abbey – der Welterfolg aus England

Michelle Dockery, Rob James-Collier, Oliver & Zac Barker in der Rolle des „George Crawley“



Das Interview
mit OLIVER &
ZAC BARKER

London –
RAMIN GRAY
Theaterregisseur

50 Jahre TATORT
mit einer einzigen
Konstante

München –
einzigste Hochburg
des JAZZ

... und viele weitere
spannende Themen aus
Kunst & Kultur



www.theaterboulevard.de



Die Einladung, auch zu den vorigen Hausnummern unserer Prachtstraße zu flanieren. In allen Etagen dieser Gebäude kann man herrlich verweilen.



Auf dem TheaterBoulevard



Das Kulturmagazin



www.theaterboulevard.de

Hausnummer 2

GAYLE TUFTS



Der Talk mit
Entertainerin
GAYLE TUFTS

OPER LEIPZIG
Kunst und
Verantwortung

ERNST KNAUFF
Jazzclubinhaber
im Interview

JEAN CLAUDE
BERUTTI, Regie
& Intendanz

DOWNTON ABBEY
„It could have been
like that, couldn't it?“

... und viele weitere
spannende Themen
aus Kunst & Kultur



www.theaterboulevard.de

